BESPRECHUNGEN

UNGARISCHE WERKE

A magyarság őstörténete (Die Urgeschichte des Ungartums). Hrsg. von LUDWIG LIGETI. Budapest, 1943. 289 S. 8⁰.

Das Hungarologische Institut der Budapester Peter Pázmány-Universität setzte sich zum Ziel, über einzelne wichtige Fragen, die sich auf das Leben des Ungartums beziehen, dem breiten Publikum, durch Fachleute, ein zusammenfassendes und orientierendes Bild, das auf den gegenwärtigen Ergebnissen der Wissenschaft fußt, geben zu lassen. Das Institut widmete seine diesjährige Vortragsreihe der Urgeschichte des Ungartums. Der zu erörternde Band enthält den Text dieser Vorträge.

Der Herausgeber betont in seinem Vorwort (S. 5—8), daß die Vortragenden, obwohl sie aus den unumstößlichen Ergebnissen der vorigen wissenschaftlichen Generation ausschritten und über eine jede wesentliche Frage der ungarischen Urgeschichte einig sind, durch Verwertung des neuerdings aufgefundenen Quellenmaterials dem Publikum neue Ergebnisse vorlegen und daß sich infolgedessen in den Einzelheiten hie und da nuanceartige Meinungsverschiedenheiten zeigen. Diese haben jedoch den Vorzug, daß sie die Aufmerksamkeit der Forscher auf jene Probleme lenken, die noch der Klärung harren.

Nikolaus Zsirai untersucht die Frage über den *Ursprung des Ungartums* (S. 9—35). Unter den charakteristischen Merkmalen der Völker ist die Sprache die dauerhafteste. Von diesem alten Erbe löst die Sprachwissenschaft die Lehnschichten und legt den Grundbestand an den Tag, der für die Ursprungsfrage von entscheidender Bedeutung ist. Der rekonstruierte Grundbestand spricht mit seinen lexikalischen, syntaktischen und morphologischen Arteigenheiten unwiderleglich für die finnisch-ugrische Abstammung unserer Sprache. Die ungarische Sprache ist Fortsetzung derselben Grundsprache, wie die anderen finnisch-ugrischen Sprachen. Nach Anführung des Beweismaterials, das jedwede entgegengesetzte Argumentation und auch die Annahme eines Sprachtausches ausschließt, beweist Zsirai, durch fachmäßige und vorsichtige Anwendung der sprachwissenschaftlichen Paläontologie, daß man die finnisch-ugrische Urheimat auf dem nordöstlichen Rand Europas,

auf dem abschüssigen Hügelgebiet, das sich zwischen dem Wolgabogen und dem Uralgebirge erstreckt, zu suchen habe. Hier beschäftigte sich das finnisch-ugrische Urvolk, laut des Zeugnisses der sprachlichen Tatsachen, vorwiegend mit Fischfang und Jagd. Es stand demnach auf der Stufe der sogenannten „aneignenden Wirtschaft", kannte jedoch bereits auch die primitiven Elemente der erzeugenden Stufe. Die Trennung des Urvolkes mochte, aller Wahrscheinlichkeit nach, im II. Jahrtausend v. Ch. vor sich gegangen sein, durch die Ausscheidung der ugrischen Gruppe (Ungarn, Wogulen, Ostjaken), die zu dieser Zeit bereits auf den waldigen Bergrücken des Urals durchzusickern begann. Die Ugrier wanderten aus der Waldregion auf die südlichere hainige Steppe hinunter; hier lernten sie das Pferd kennen und wurden nach und nach aus freiem Willen Pferdezüchter. Die ugrische Epoche endete im I. Jahrtausende v. Ch. dadurch, daß das Ungartum, das bereits zur Stufe der sprachlichen und völkischen Selbständigkeit gelangt war, sich nach dem Süden verzog.

Ludwig Ligeti wendet seine Aufmerksamkeit dem ungarischen Volk in der *uralischen Urheimat* zu (S. 36—70). Er zieht all jene Völker in Betracht, die mit dem Ungartum während dessen uralischer Geschichte, die vom Anfang des I. Jahrtausends v. Chr. bis zum V. Jahrhundert n. Chr. dauerte, in Verbindung treten konnten (die Permier, die Skythen, die Sarmaten, von Westsibirien her die paläosibirischen und türkischen Völker: das Hu-Kie Volk und die Ting-Lingen, dann von der Westseite des Uralgebirges her die schwer zu identifizierenden herodotischen Völker: die Androphagoi und Melanchlainai, endlich die Beudinen, Gelonen, Thyssageten und Jyrken). Die von Herodotos beschriebenen Nachbarvölker wohnten zum Teil neben der Karawanenstraße, die von der Donmündung bis zu Perm führte, teils standen sie mit der „Pelz-Straße" in Berührung, die von den Permiern bis zum Sajan-Gebige, bezw. bis zum Minussinsker-Becken führte. Diese Handel und Kultur vermittelnde Pulsader spielte in den Volksbewegungen zwischen Europa und Asien eine wichtige Rolle. Man kann auf ihr einen ruhigen Volkszug erst in west-östlicher Richtung beobachten. An diesem nahmen iranische Völker Südrußlands Teil. Auf diesem Wege gelangte das aus der Waldregion hervorströmende Ungartum östlich des Urals auf die hainigen Steppen der Tobol und Isim Flüsse. Ligeti macht es durch zahlreiche innerasiatische Parallelen wahrscheinlich, daß das Ungartum hier aus seiner eigenen Kraft, ohne fremden Zwang, zu einer, anfangs vielleicht noch primitiven Stufe des Reiternomadenlebens übergehen konnte. Als die Sabiren gegen 463 die Onoguren, Urogen, Saraguren aus ihren westsibirischen Wohnstätten verdrängten, konnte sich das Ungartum, zu Beginn dieser türkischen Völkerwanderung, als gleichgestellte Partei diesen Wanderern angesellen und vermochte seine Sprache dabei zu bewahren. Diese türkische Völkerwanderung, die längs der „Pelz-Straße" zog, führte das

Ungartum, das inzwischen aus einer Waldbewohnergruppe zum Nomadenvolk der Steppe wurde, mit in den Kaukasus.

Die kaukasische Geschichte des Ungartums (S. 71—99) wird von Tibor Kun v. Halas untersucht. Im Kaukasus lebte das Ungartum noch nicht unter seinem späteren ungarischen Volksnamen, sondern unter dem Namen jener verschiedenen türkischen Stammverbände, in die es politisch hineingehörte. Zur Zeit der Volksbewegung um das Jahr 463 zog das Ungartum, wahrscheinlich im Bündnis mit den Onoguren, in die östliche Gegend des Kaukasus, und an der Wende des V—VI. Jahrhunderts dem kimmerischen Bosporus zu. Samt den Onoguren gehörten die Ungarn auch dem hunnisch-bulgarischen Reich Irneks an, das in Kaukasien die östlichen und westlichen Türkenelemente ineinander verschmolzen hatte. Dies war der Grund, weshalb die Ungarn, die gegen 527/8 in der kimmerischen Bosporusgegend hausten, den Namen der „Hunnen" führten. Ihre Herrscher trugen ungarische Namen. Daselbst nahmen die ungarisch-alanischen Verbindungen ihren Anfang, vielleicht schon zu Beginn des VI. Jahrhunderts. Der auch für das Ungartum gebräuchliche Name „Savard" weist darauf hin, daß es hier eine Zeitlang unter sabirischer politischer Leitung stand. Die Onoguren und mit ihnen die Ungarn und Alanen gelangten vor 576 unter türkische Oberherrschaft. Dieser Epoche entstammt auch der Name „Türk" des Ungartums, die Runenschrift und der Kürt-Stamm. Die türkische Oberherrschaft zu Kaukasien wurde durch Kobrat gestürzt; dieser gründete dann an der Westseite Kaukasiens Onogur-Bulgarien unter onogurischer Leitung. Sein Reich wurde durch die Bedrängung von Seiten der Chazaren zerspaltet. Die Bulgaren der Wolgagegend, die vor den Chazaren nach Norden flüchteten, nahmen die ungarischen Volksteile, die später den Namen Baskirden führten, mit sich. Die Onoguren hingegen und der Großteil des Ungartums waren in Kaukasien verblieben und gelangten unter chazarische Oberherrschaft. Nach der Fortwanderung der bulgarischen Elemente ist unter dem Namen Onoguren immer mehr nur das Ungartum zu verstehen. Zu dieser Zeit mochte sich der Gyarmat-Stamm dem Ungartum angeschlossen haben. Das Andenken des langen chazarischen Aufenthaltes wird neben den Mitteilungen Konstantinos' und Al Bakris, auch durch die von daselbst mitgebrachten vielen türkischen Lehnwörter, die vermischt östliche und westliche türkische Einwirkungen wiederspiegeln, sowie durch den vor der Landnahme beobachteten, ausschließlich türkischen Charakter des ungarischen Volkswesens und ihre Mehrsprachigkeit bewiesen. Nach der Schwächung der chazarischen Zentralmacht verließen die Ungarn zwischen den Jahren 800 und 830 Kaukasien und zogen westlich vom Don nach Levedien. Im Jahre 833 bauten die Chazaren in der Gegend des heutigen Rostov gegen die Ungarn die Festung Sarkel und die Ungarn erschienen im Jahre 839 bereits an der unteren Donau.

Die Geschichte des Ungartums in Südrußland (S. 100—122) wird

durch Karl Czeglédy in eine ganz neue Beleuchtung gestellt, indem er die griechischen und arabischen Quellen einer neuen Analyse unterwirft. Er folgert aus den Angaben Konstantinos Porphyrogennetos darauf, daß Levedien, wo die Ungarn durch den Petschenegen-Angriff des Jahres 889 getroffen wurden, wo jedoch der Aufenthalt des Ungartums vor Levedias nicht beweisbar ist, östlich des unteren Dons lag. Sein Fluß, namens Chidmas (Chingylos), mochte ein östlicher Nebenfluß des unteren Dons oder ein Fluß, der in das Azowische Meer mündete, gewesen sein. „Etelköz", wo sich die Ungarn nur ungefähr fünf Jahre lang aufhielten, war, laut ihm, das Zwischengebiet des Dons und der Donec oder des Dons und es Azowischen Meeres. Er betont, daß dieses Gebiet, laut Konstantinos, nur nach einem Fluß „Etelköz" benannt wurde. Seiner Ansicht nach bezieht sich die Beschreibung Konstantinos auf jene Heimat des Ungartums, die es unmittelbar vor der Landnahme innehatte, auf die Gegend, die durch Dnjepr, Bug, Dnjestr, Pruth und Sereth durchquert wurde, also bereits nicht auf „Etelköz". Die Ostgrenze Levediens kann man nicht allein im Don erblicken, nur weil Sarkel erbaut wurde, da die Chazaren Sarkel, wie Czeglédy meint, nicht gegen die Ungarn sondern gegen die Normannen erbauten. Die arabischen Quellen werden durch Czeglédy folgendermaßen gedeutet: die Mitteilungen der Džajhani-Gruppe (Ibn Rusta, Gardizi und Bakri) beziehen sich auf die Wohnstätten der Ungarn vor 889, als die Ungarn am Ufer des Schwarzen-Meeres, zwischen dem Don und der Donau wohnten. Sie beschreiben demnach nicht Levedien und Etelköz, sondern das ganze Gebiet, das später die Petschenegen innehatten, bezw. das Gebiet vom Don bis zur unteren Donau. Laut Gardizi war dies das Gebiet der Ungarn bereits vor dem Petschenegen-Angriff im Jahre 889. Die Balkhi-Gruppe (Istakhri, Ibn Haukal) beschreibt bereits die Lage nach 889, als die Petschenegen die Ungarn westlich bis zur Krim-Halbinsel verdrängt haben. Die Rolle, welche die Ungarn um 836/8 an der unteren Donau, 860 in der Krim und 862 gegen das fränkische Reich spielten, zeigt dafür, daß sie ihre Macht, wenigstens zeitweise, bereits auch vor 889 auf das ganze Ufergebiet des Schwarzen-Meeres erstreckt hatten. Czeglédy nimmt demzufolge an, daß die Ungarn ihre alte Heimat am Azowischen Meere vielleicht bald nach den Donau-Bulgaren, im VII. oder VIII. Jahrhundert, verlassen hatten und nach Westen, in die Heimat nördlich des Schwarzen-Meeres zogen. Vor 889 setzten die Ungarn — vielleicht infolge ihrer ersten erfolglosen westlichen Unternehmungen — östlich über den Don und zogen in die Nähe des Chazarenreiches, nach Levedien. Im Jahre 889 setzten die Petschenegen, vor dem chazarisch-guzischen Bund flüchtend, über den Don und griffen die Ungarn der Dongegend an. Diese trennten sich in zwei Teile. Der eine Teil, die Savarden, zog in die Gegend des Kaukasus, der Großteil des Ungartums zog, mit den drei aufständischen chazarischen Stämmen, die sich anschlossen, mit den Kabaren, vor den Petschenegen, in die Gegend der

fünf Flüsse. Daselbst gingen Arpads Erwählung zum Fürsten und die übrigen, bereits genauer bekannten geschichtlichen Begebenheiten vor sich, deren Ergebnis die Landnahme des Ungartums im heutigen Ungarn war.

Josef Deér entwirft auf Grund der arabischen, byzantinischen und westeuropäischen Quellen, ein historisches Gesamtbild des *landnehmenden Ungartums*, indem er auch, das zu verwertende historische Quellenmaterial der verwandten Völker sowie jene Stellen der mittelalterlichen ungarischen Quellen, die die älteren Zustände widerspiegeln, herbeizog und die Angaben der geschichtlichen Quellen, der Sprachwissenschaft, der Anthropologie und der Altertumskunde miteinander in Einklang zu bringen suchte (S. 123—153). Durch das Erscheinen des Ungartums im Jahre 896 im Karpatenbecken wurde das völkische und politische Geschick dieses Gebietes für ein Jahrtausend besiegelt. Arpads Volk faßte auf diesem Boden bis zum ersten Jahrzehnt des X. Jahrhunderts endgültig Wurzeln. Das landnehmende ungarische Volk besetzte all jene Gegenden des Karpatenbeckens, die es aus wirtschaftlichem Gesichtspunkt für seine damalige Lebensweise für wertvoll hielt. Im Norden drang es bis zu der Grenze des Komitats Trentschin, bis zu den Sohler Bergen vor, in den Flußtälern der Sajó, Hernád und Tarcal erstreckte es sich bis zur Linie von Pelsőc, Kassa und Eperjes. Bis zum Ende des X. Jahrhunderts hatte bereits das Mezőség und das Hunyader-Becken ungarische Einwohnerschaft. Westlich bildeten die Ausläufer der Alpen, im Süden das Bilo-Gebirge und die untere Donau die Grenzen ihrer Verbreitung. Die leergelassenen, Verteidigungszwecken dienenden Grenzgebiete standen auch unter ihrer militär-politischen Oberherrschaft. Die Landnehmer waren über die geographische Einheit ihrer neuen Heimat völlig im Klaren und hielten die wichtigsten wirtschaftlichen Kraftquellen von Anfang an in Händen. Die Bedingungen der wirtschaftlichen, politischen und ethnischen Einheit waren durch die Art der Ansiedlung gesichert. Ihre Berührungen mit dem daselbst vorgefundenen minderzähligen Slawentum, das eine fremde Führerschicht und eine primitive Kultur besaß, gingen am Rande der Gebirgsgegenden vor sich, und das Slawentum wurde nur auf jenen Gebieten nicht in das Ungartum verschmolzen, die außerhalb des ungarischen Ansiedlungsgebietes lagen. Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Einrichtung des landnehmenden Ungartums hatte einen bulgarisch-türkischen Charakter, die politische und militärische Organisation weist auf einen starken östlichen türkischen Einschlag. An der Spitze der politischen Organisation stand der Fürst mit unbegrenzter Macht, der in Augen der Untertanen dieselbe Autorität genoß, wie ein türkischer oder chazarischer Kagan. Das wichtigste und auf die Gestaltung der Zukunft so entscheidend auswirkende Element des alten politischen Erbes völkischer Wurzel, welches das Ungartum mit sich brachte, war gerade diese Macht der Arpaden, die auf den Blutsbanden beruhte. Die Würden, das Richter- und Häuptlingsamt wur-

den auch, nach türkischer Art, in den einzelnen Familien weitervererbt. Die Gestaltung des unbeschränkten Fürstentums wurde innerhalb der Stammesorganisation der Ausgangspunkt einer gewissen Schichtung, während die in der Gesellschaft der Landnehmenden gut erkennbare starke Gliederung den ethnischen und politischen Schichtungen der vorangehenden Jahrhunderte entspringt. Die Vorzüge der geschichteten politischen und gesellschaftlichen Organisation des Ungartums machten sich auch in seinem Kampfsystem geltend, und es verdankte seine militärischen Erfolge auch der Strenge seiner politischen Organisation. Demnach waren die Grundpfeiler nicht allein der späteren politischen, sondern auch der gesellschaftlichen und militärischen Organisation der alten völkischen Lebensform entwachsen, um das neue europäische System zu unterstützen. Die Führerschicht, welche diese politische und militärische Organisation zustande brachte, war eine herrschende Schicht türkischer, näher bestimmt: in ihrer Mehrheit türkisch-chazarischer Herkunft, die neben der finnisch-ugrischen Sprache der Volksmehrheit eine Zeitlang noch ihre türkische Sprache bewahrte. Diese Führerschicht faßte jedoch ein solches Volk in Einheit, dessen Lebensstil und Kultur wesentlich bulgarisch-türkischen und allgemein pontischen Charakters war. Seine Hauptbeschäftigung war das großzügige, sich auf viele Tierarten ausdehnende Hirtenleben, neben dem auch die Fischerei und der Ackerbau, ja selbst die Teilnahme am vermittelnden Karawanenhandel eine Rolle spielte. Dieses dem Pontus entstammende bulgarisch-türkische Kulturerbe überwältigte bald die Lebensform der Führerschicht, die eine östlich-türkische Kultur hatte und die im Begriff war die europäischen Raubzüge weiter zu organisieren. Schließlich ist die völkische und sprachliche Erhaltung des ungarischen Volkes ostbaltischer, turanider, dem Wesen nach also europäischer Etnik in erster Reihe den finnisch-ugrischen Massen zu verdanken.

Damit endet der este Teil des Buches, der die Urgeschichte des Ungartums in eine Synthese faßt. Zur Ergänzung faßt noch Karl Czegléd y jene Kenntnisse zusammen, die sich auf die *im Osten verbliebenen ungarischen Bruchteile,* das baschkirische Ungartum und den savardischen Bruchteil, beziehen (S. 154—177). Die weiteren Vorträge geben jene mannigfaltigen, einander grundverschiedenen Quellen bekannt, aus deren gemeinsamer Benutzung sich die Resultate der bekanntgegebenen Vorträge ergaben. Die folgenden Vortragenden erklären demnach die vielschichtige, verwickelte Natur der Urgeschichtsforschung. In diesen Vorträgen sind auch äußerst interessante neue Ergebnisse enthalten, und sie sind es eigentlich, welche das bisher. gebotene Bild über die Urgeschichte des Ungartums restlos ergänzen. Die ausführliche Zusammenfassung ihrer Ergebnisse jedoch würde die eingeschränkten Rahmen einer kurzen Besprechung sprengen. Wir wollen demnach nur deren Themenkreis berühren. Stefan Kniezsa erläutert jene Methoden und Ergebnisse, mit deren Hilfe die Urgeschichtsforschung von der *Sprachwissenschaft* unterstützt wird (S. 178—190). Julius László berichtet

über die Ergebnisse der *Altertumskunde der ungarischen Urgeschichte* (S. 191—207). Béla Gunda verwertet Zugeständnisse der *Völkerkunde* für die ungarische Urgeschichte (S. 208—222). Johann Nemeskéri bestimmt auf Grund der Ergebnisse der *Anthropologie* den Typus des landnehmenden Ungarn in seiner körperlichen Eigenart, er stellt die von den Landnehmern mitgebrachten alten Rasseneigenarten fest und verwertet diese Ergebnisse aus ethnischem Gesichtspunkt bei der Feststellung der Herkunft (S. 223—239). Schließlich berichten einige Forscher über die Hauptgruppen der *schriftlichen Quellen der ungarischen Urgeschichte* (S. 240—265). Zum Schluß gibt Nikolaus Zsirai unter dem Titel *Urgeschichtliche Merkwürdigkeiten* eine unterhaltende, aber zugleich auch sehr lehrreiche Auswahl aus der vielseitigen sprachwissenschaftlichen und urgeschichtlichen „Tätigkeit" der Dilettanten bekannt.

Der neue Band des Hungarologischen Instituts dient in vorzüglicher Weise dem gesteckten Ziel, der Orientierung des Publikums. Was man aber daran aus diesem Gesichtspunkt aussetzen könnte, gerade das wird auf den weiteren Gang der ungarischen Urgeschichtsforschung eine anregende Einwirkung ausüben. Man könnte nämlich vielleicht aus dem Gesichtspunkt der Einheitlichkeit und Bestimmtheit des Orientierungsbildes, das man dem breiten Publikum darzubieten wünscht, beanstanden, daß sich zwischen den Vorträgen einzelner Abschnitte Gegensätze zeigen. Um nur einige zu erwähnen: ein solcher Gegensatz zeigt sich zwischen Ligeti und Kun v. Halas bezüglich der Veranlassungen der Volksbewegung vom Jahre 463, zwischen Kun v. Halas und Czeglédy betreffs des Zeitpunktes, zu dem die Ungarn aus Kaukasien nach dem Westen zogen, des Ortes von Levedien und der Feststellung von Sarkels Bestimmung usw. Aus demselben Gesichtspunkt könnte man vielleicht auch dagegen Einwendung erheben, daß das Buch dem Publikum neue Ergebnisse vorlegt, zu deren gründlicherer Ausarbeitung sich bisher noch keine Zeit gefunden hatte und welche die Feuerprobe der wissenschaftlichen Kritik noch nicht bestanden haben. Ich denke hier vor allem an die äußerst geistreiche neue Bearbeitung der Geschichte des Ungartums in Südrußland, in der jedoch die Verwertungen der Angaben Konstantinos' an einigen Stellen als einseitig und gezwungen erscheinen,[1] eben deshalb

[1] Czeglédy zieht es nicht genügend in Betracht, daß die entschiedene Äußerung Konstantinos' die Scheidung des Gebietes von Etelköz und den fünf Flüssen nicht zuläßt. Aus Konstantinos Angaben geht es klar hervor, daß die Ungarn im Jahre 889 infolge des Petschenegen-Angriffes aus Levedien auf jenes Gebiet hinunter zogen, auf dem zu Konstantinos' Zeiten die Petschenegen wohnten, bzw. auf das Gebiet der fünf Flüsse. Einesteils bewegt ihn die alte Art der ungarischen Namengebung, dernach ein Flußname + *köz* ('Zwischenraum') nur den Zwischenraum zweier Flüsse bedeuten kann, dazu, Etelköz zusammenschrumpfen zu lassen, anderenteils muß er, durch die Annahme des Schiffweges von Levedias gezwungen, Levedien östlich des Dons

sind die Angaben der griechischen und arabischen Quellen nur sehr schwer mit einander in Einklang zu bringen. Aus wissenschaftlichem Gesichtspunkt jedoch — wie dies der Herausgeber im Vorwort selbst bemerkt — wird das Buch eben deshalb eine befruchtende Wirkung ausüben, weil es dadurch Gelegenheit zur weiteren wissenschaftlichen Erörterung der auftauchenden Fragen bietet.

Matthias Gyóni.

Emlékkönyv Kodály Zoltán hatvanadik születésnapjára. — Mélanges offerts à Zoltán Kodály à l'occasion de son soixantième anniversaire. Hrsg. von BÉLA GUNDA. Budapest, 1943. Ung. Ethnogr. Gesellschaft. III. + 396 S. (Auszüge zu den Artikeln in deutscher, englischer, französischer oder italienischer Sprache).

Diese Festschrift feiert jenen Teil der Wirksamkeit des sechzigjährigen Zoltán Kodály, den er der Wissenschaft der Volksmusik gewidmet hat. Die Volksmusikforschung stand zu jener Zeit, als Kodálys Tätigkeit begann, noch auf einer ziemlich primitiven Stufe, und wir können es selbst heute nicht behaupten, daß sie ihren Höhepunkt erreicht habe. Daß sie jedoch zu ihrem heutigen Stand gelangen konnte, und daß sie bald das Niveau ihrer älteren Geschwister erreichen wird, jenes des pflichtmäßig ausgearbeiteten Systems der wissenschaftlichen Methoden und der auf Grund dieser Methoden erforschten wissenschaftlichen Tatsachen, dies ist der Wirksamkeit Kodálys und Bartóks zu verdanken.

Die große Bedeutung dieser Forschung liegt darin, daß sie die noch in voller Blüte stehende Volkskultur der osteuropäischen Völker für die Wissenschaft bearbeitet, folglich zu gültigeren Feststellungen zu gelangen vermag, als die westliche Wissenschaft auf Grund jener Reste, in denen sie zumeist nur einzelne erhalten gebliebene alte Elemente der bürgerlichen Kultur beobachten kann. Durch Untersuchung der Musik der osteuropäischen Völker werden dem Forscher ursprüngliche völkische Kulturen entdeckt, die sich ständig erneuern und in einer gegenseitigen Wechselwirkung ausüben. Die Musik dieser Völker wird außerdem auch durch zahlreiche Fäden mit der westlichen

---

verlegen. Julius Moravcsik hatte jedoch bewiesen (Nyelvtudományi Közlemények L. — 1936. S. 267—71), daß an der fraglichen Stelle bei Konstantinos ursprünglich nicht χελάνδια sondern Λεβεδία(ν) stehen mußte. Dadurch fällt die ganze Schiffahrt von Levedias weg. Hingegen stimmt das Zwischengebiet Etil-Donau der arabischen Quellen mit dem Gebiet der fünf Flüsse überein und wenn wir Levediens Lage etwas westlich von Czeglédys Lokalisierung verschieben, sind wir nicht gezwungen die Ungarn, trotz ihrer häufigen Erscheinung im Westen und der annahenden Petschenegen-Gefahr, drei Jahre vor 889, östlich des Dons zu setzen, wie dies Karl Czeglédy getan hatte.

Bildungsform verbunden, so daß wir an ihnen auch jene Lehren beobachten können, die der Niederschlag der historischen Kultur darbietet, gleichzeitig lassen sich aber auch die Reste einer fast urmenschlichen Primitivität entdecken. Man kann in dieser Musik eine reiche Arteigenheit und zugleich jene Fäden verfolgen, die diese einerseits mit dem Westen, anderseits mit Nord- und Vorderasien, ja selbst mit Nordafrika verbinden. All dies ist das Ergebnis der Tätigkeit zweier Bahnbrecher, die sowohl die Aufgabe des weitlaufenden Materialsammelns erfüllten, indem sie die Methoden der Sammelarbeit und des Aufzeichnens auf das möglichst höchste Niveau erhoben, die wissenschaftliche Behandlung des Materials schrittweite gestalteten und in der Lösung der Ursprungsprobleme und der theoretischen Fragen des außerordentlich mannigfaltigen Materials endgültige und weitgreifende Ergebnisse erzielten.

Selbstverständlich vermag es niemand in Ungarn, sich der Einwirkung dieses Lebenswerkes zu entziehen, folglich bildet alles, was auf diesem Gebiet durch Kodálys Schüler geschaffen wird, in irgendeiner Form, zumeist unmittelbar unter seiner Anleitung, die Forsetzung seiner Arbeit. Sein Einfluß erstreckte sich jedoch auch jenseits der Landesgrenzen, indem er seiner Tätigkeit Anerkennung verschaffte und — in Osteuropa — zur Fortsetzung seines Werkes Anregung gab.

All dies wird auch durch die Festschrift bezeugt. Es melden sich darin nicht nur seine Schüler (ein jeder auf einer Bahn, die durch Kodály gebrochen oder angedeutet wurde), sondern auch die Vertreter der im Aufschwung begriffenen osteuropäischen Volksmusikforschung und jene Pfleger der europäischen Volksmusikwissenschaft, die allein durch die Achtung für Kodálys Tätigkeit mit ihm in Zusammenhang gebracht werden. Diese Internationalität der Festschrift ist der schönste Beweis für die Bedeutung der Wirksamkeit Kodálys und gleichzeitig ein erhebendes Beispiel für die über den Nationen stehende Einheit der Wissenschaft: die Wissenschaftler verschiedenster Nationen konnten sich über die nationalen Gegensätze und Kriegsfronten hinweg in der Liebe für die gemeinsame Sache begegnen. Dies ist zugleich auch der Lohn des Schriftleiters für seine Bemühungen, mit denen er jedes Hindernis zu bekämpfen vermochte.

Natürlicherweise kann die wissenschaftliche Bedeutung der Artikel nicht im Gleichmaß mit dieser anderen Bedeutung stehen. Dies findet seine Erklärung in den Kriegszuständen (so konnte z. B. vom abwesenden Bartók nur eine ältere, kurze Zusammenfassung mitgeteilt werden) und auch in jener Tatsache, daß sich unsere Volksmusikwissenschaft nicht in jeder Richtung in gleichem Maße entwickelt hatte. Demzufolge bewegt sich ein Großteil der ausländischen Abhandlungen eher auf den Grenzgebieten der Volksmusik, oder berührt selbst diese kaum. Die Artikel des englischen H. Farmer, des niederländischen Jaap Kunst, des kroatischen Sirola und

des finnischen Väisänen befassen sich mit Instrumentengeschichte oder Volksinstrumenten, der schwedische Norlind und der dänische Jeppesen behandeln musikgeschichtliche Stoffe und die Artikel der Franzosen enthalten Erörterungen über Musiktheorie (Jacques Handschin — Basel; André Schaffner — Paris). Sehr lehrreich sind dagegen Jeppesens Erörterungen, in denen er aus den Frottolen Petruccis (XVI. Jahrhundert) eine Reihe der völkischen Motive hervorhebt.

In den Artikeln, die sich streng genommen auf den Gegenstand der Volksmusik beschränken, läßt sich die größte Mannigfaltigkeit, sowohl den Gegenstand, wie auch die Methode betreffend, vorfinden. Die berühmte Persönlichkeit der deutschen Volksmusikforschung, Werner Danckert befaßt sich auch diesmal mit der weitverzweigten Frage des Ursprungs der halbtonlosen Pentatonik. Der Kern seiner Feststellungen ist, daß man die Pentatonik, auf Grund der Untersuchung ozeanischer und indonesischer Kulturen, in der engsten Verbindung mit der mutterrechtlichen Gesellschaftsform vorfindet; ihr Ursprung hängt demnach mit der mutterrechtlichen-ackerbauenden Kultur zusammen. Dies wird durch das Beispiel der peruanischen Inkas, dem angenommenen ursprünglichen Mutterrechtsstaat der Chinesen und den zerstreuten europäischen Beispielen für Pentatonik längs des Mittelmeers bekräftigt.

Unserer Meinung nach ist jedoch der Ausgang selbst, die Beweiskraft der ozeanischen Beispiele, ziemlich fragwürdig. Vorläufig ist das bekannte Material sehr gering: über große Gebiete wurde nichts veröffentlicht und wo man selbst einige Melodien vorfand, wurden diese nicht durch Musiker und nebenbei mit dem Phonographen gesammelt; folglich können wir kaum wissen, *was* sich auf dem in Frage stehenden Gebiet vorfindet, noch weniger *woher* das Vorgefundene stammt. Die Wanderung der Melodientypen, die Übernahme der Einwirkungen kann allein durch gründliche — und rein musikalische — Einzeluntersuchungen klargelegt werden, und diese Ergebnisse müssen mit denen einer ebenso gründlichen anderweitigen volkskundlichen Forschung verglichen werden, um den Zusammenhang der Pentatonik und des Mutterrechtes feststellen zu können. Auf Grund der heute zu Gebote stehenden Angaben ist jedoch nicht allein dieser Zusammenhang fraglich, sondern selbst das voneinander unabhängige Vorhandensein der Pentatonik und des Mutterrechtes bei einzelnen Stämmen, bei denen dies der Verfasser *annimmt*. Eine noch größere Schwierigkeit bildet die Tatsache daß, wenn selbst diese Feststellung für Ozeanien annehmbar wäre, dennoch riesige Gebiete hinterblieben, deren Völker nicht mit der mutterrechtlichen-pflanzenzüchtenden Lebensform in Zusammenhang gebracht werden können: die ausschließliche und entwickelte Pentatonik der Nomaden Osteuropas und Nordasiens und der Indianerjäger Nordamerikas kann nicht in beruhigender Weise durch die Einwirkung des mutterrechtlichen Chinas erklärt werden.

Von ungarischer Seite befaßt sich Benedikt Szabolcsi mit einem verwandten Problem. Er faßt jedoch die Frage von einer anderen Seite an: welcher Weg führt von den primitivsten Melodieanfängen, — Tonfall, melodieloser Rythmus — zur höheren Stufe der Pentatonik? Diese Frage stellte sich Kodály als er im ungarischen Material und auch in der Musik der verwandten Völker, ganz besonders jedoch im Kinderlied solche primitive Formen vorfand, in denen er einzelne wenigtönigen Teile der pentatonigen Skala, eine „unvollständigere" Form der „unvollständigen" Skala vermuten konnte. Der Entwicklungsweg wäre jener gewesen, den man aus den verschiedenen 2—3—4—5 tonigen Formen, die in den verschiedensten Variationen das Vermeiden des Halbtones, die Sekund-, Terz- Quartkombinationen zeigen, zusammenstellen könnte. Läßt sich diese Entwicklung beweisen, bleibt immerhin noch die Frage, wo sie sich vollzogen hatte? Überall oder nur bei einzelnen Völkern? Diese sind die Probleme in Szabolcsis Artikel und in der ungarischen Forschung. Man kann auch auf diesem Weg zum Ursprung der Pentatonik gelangen, aber von einer ganz anderen Seite und mit einer anderen Anschauung. Den Ausgang selbst bot hier das Material: nach gründlichem Vergleichen des Liedbestandes, schieden diese primitiven Kinderlieder und die häufig vorgekommenen ähnlichen Typen bei den verwandten Völkern gleichsam aus dem Liedermaterial, als solche, die auf irgendeine allgemeine Urtümlichkeit hinweisen. Die ungarische Forschung zieht es im allgemeinen vor, zuerst die Teilfragen zu klären, die Entlehnungen und Übereinstimmungen zu beweisen und erst dann die allgemeineren Schlüsse zu ziehen. Die Methode der beiden Forschungen ist folglich auch auf diesem Gebiete verschieden. Unserer Ansicht nach werden z. B. die Tatsachen durch die Vorstellung, daß die Pentatonik der „mit der Natur in Einklang gebrachten *weiblichen* Gemütsart der mutterrechtlichen Völker" entspringt, oder, daß die fellachische Variationsform (der Maquam-Typus), der durch Marius Schneider aufgezeichnet wurde, ein Produkt der ackerbauenden Lebensform ist, eine gewisse Melodie-Variierung der Indianer hingegen eine Beziehung zur Jäger-Lebensform zeigt, gar zu sehr vereinfacht. Aufrichtig gestanden pflegen wir bei derartigen Feststellungen zu zaudern, die durch den Einblick in einen Bruchteil der Angaben und Möglichkeiten zustande gekommen sind, indem man die erste Wahrscheinlichkeit erfaßte und die immer der Gefahr ausgesetzt sind, daß der später zu entdeckende Großteil der Angaben eine ganz andere Erklärung fordern wird.

Wir erachten es übrigens nicht für notwendig, aus der Beschäftigung mit dem Material so bald in die Regionen solcher sozialmorphologischer Theorien emporzusteigen. Der ungarische Forschergeist verbleibt gerne bei dem Material. Er interessiert sich für die Systematisierung der Lieder, ihre Gruppierung der Verwandtschaft nach, da dieser Faktor die Eigenschaften der Melo-

dien immer neu beleuchtet. Er beschäftigt sich mit dem Material fast um seiner selbst willen und findet in der Wirklichkeit der Melodien sein Vergnügen, indem er beobachtet, daß sich immer neue Zusammenhänge zwischen den Melodieteilen, Rythmustropen, entfernten Melodien zeigen, die alle ein neues Licht auf die Entstehung, Umgestaltung der Lieder, auf die einzelnen Fragen der Tonalität werfen, usw. Die gründliche, tiefgehende Durchforschung eines kleinen Gebietes kann oft fernere Zusammenhänge eher beleuchten, als die Betrachtung der großen Zusammenhänge ohne Kenntnis der Einzelheiten. (Durch eine Zelle können wir in den ganzen Blutkreislauf Einblick gewinnen).

Viel näher stehen uns die Artikel, die zur Untersuchung der Lieder einen praktischen Gesichtspunkt bieten. Ein solcher ist Ilmari Krohns Entwurf, in dem er zur Systematisierung der Lieder, für die internationale Organisierung ein einheitliches Zettelsystem empfiehlt und auf dessen Grund 50 ungarische Melodien bearbeitet. Wir müssen jedoch bemerken, daß diese Zettel, jedem Stilgebiet entsprechend, immer verschieden sein müßten, da man ein derart einheitliches System, das sowie den Melodien der primitiven Völker als auch den in Harmonie erzeugten Liedern des Westens entsprechen würde, unmöglich zusammenstellen kann. Krohns System wurde auch nur für die osteuropäischen strophischen Lieder erdacht, für das deutsche Volkslied ist es kaum verwendbar. Auch die rumänische „hora lungă" kann darin gar nicht erfaßt werden (man darf die „Rubato-Lieder" überhaupt nur mit Vorbehalt in die gegenwärtige Erörterung des Rythmus aufnehmen). In der ungarischen Forschung wird dem Vorkommensprozent der Intervalle nur wenig Bedeutung zugemessen, der Bezeichnung der Perioden würden wir auch die leicht ablesbaren Konstruktionsschemen vorziehen (ABBA, ABAB, wo die Buchstaben den musikalischen Inhalt der Zeilen bedeuten). Im allgemeinen wäre bei der Konstruktion eines solchen Zettels zu beobachten, daß er weniger schematisch, eher anschaulich und leicht verständlich sei. So läßt z. B. Krohn den Tonumfang an besonderer Stelle bezeichnen, die Tonalität und die davon abweichenden Töne durch den Solmisationsnamen der Schlußkadenz. Im rumänischen und ungarischen Material gibt es jedoch solche Melodien, deren Tonbestand selbst in dieser Weise nicht restlos zu bezeichnen ist, es bedeutet jedoch kaum eine größere Schwierigkeit, die Töne der Melodien, nebst Hervorhebung des Schlußtones und der Haupttöne, abzuschreiben, wie dies Bartók in seiner Abhandlung *(Melodien der rumänischen Kolinde)* getan hatte. So kann man gleichzeitig alle drei wesentliche Faktoren erblicken, auch was im vorigen gar nicht enthalten ist, und all dies viel anschaulicher. Es fehlt außerdem der metrische Ausweis, die Silbenzahl der Zeilen, die in den osteuropäischen Volksliedern von Bedeutung ist, obwohl sie keinen musikalischen Faktor darstellt. Was übrigens der Verfasser über die Tonalität behauptet, hat für die ungari-

sche und rumänische Volksmusik keine Gültigkeit, er stellt die Tonalität der erörterten ungarischen Melodien oft irrtümlich fest.

Unserer Meinung nach gewinnen die bereits noch im Finstern herumtastenden Forscher der Volksmusik den größten Nutzen aus jenen Abhandlungen, die Material und Angaben mitteilen. Ferruh Arsunar macht türkische Pentaton-Melodien aus Kleinasien bekannt, Brăiloiu gibt eine zusammenfassende — selbstverständlich nur sehr skizzenhafte — Beschreibung der rumänischen Volksmusik — Diese vorsichtige Zurückhaltung den noch ungeklärten Fragen gegenüber scheint die osteuropäischen Forscher, die über ein großes Material verfügen, miteinander zu verbinden. — Aus diesem Gesichtspunkt ist auch Marius Schneiders Fellach-Mitteilung sehr nützlich.

Die ungarischen Verfasser beschäftigen sich, wie dies auf Grund der vorhergesagten auch zu erwarten ist, mit einzelnen Teilproblemen. Die Fragen des Sammelns stehen noch immer im Vordergrund. Ladislaus Lajtha weist auf einen, neuerdings in großer Anzahl vorgekommenen Typus hin, der ein interessantes Licht auf die Zusammenhänge der Instrumental- und Textmusik wirft. Ein anderer Artikel (Manga) behandelt die zu einem Volksgebrauch gebundenen Melodien, ein zweiter (L. Kiss) das Material eines geschlossenen Gebietes, ein dritter (die Mitteilung über die Zigeunermusik der Gebrüder Csenki) weist auf die Vielseitigkeit der ungarischen Forschung hin: neben den rumänischen, slowakischen, ruthenischen, deutschen, usw. Sammlungen wurde diesmal der Melodieschatz der Zigeuner, der von denen anderer Völker abweicht und einen eigenen Text hat, durch Sammler, die gut zigeunerisch können, und in musikalischer und phonetischer Hinsicht gebildet sind, mittels Phonographen aufgenommen. Ihre Mitteilung enthält auch einige schöne Balladen (ihr Sammeln hatte sich jedoch auch auf Märchen und andere Überlieferungen, die hier nicht mitgeteilt wurden, erstreckt). Der Artikel Járdányis knüpft sich auch an die Probleme des Sammelns: er erinnert sich jener Anforderungen, die Kodály auf Grund der Erfahrungen langer Jahre gestellt hatte und die neue Forschungen andeuteten. Der *vollständige* Musikschatz einzelner Dörfer muß ohne Auswahl gesammelt und das musikalische Leben des Dorfes in jeder Beziehung gründlich untersucht werden. — Wir wollen hier nur das eine bemerken, daß diese Forschung nicht infolge der bürgerlichen Umgestaltung der völkischen Gesellschaft erfordert wird, wie dies der Verfasser behauptet, sondern, von jeder Veränderung abgesehen, von der sich immer mehr vertiefenden Forschung selbst benötigt wird (vgl. Kodály: *A magyar népzene* — Die ungarische Volksmusik, Budapest, 1937; Vorwort). Diesem Gedankenkreis gehört auch Kacarovas (Sofia) Abhandlung über eine bulgarische Sängerfamilie an: auch in dieser wird eine Untersuchung angestrebt, die sich auf das Individuum und das Leben erstreckt, in einer Weise jedoch, die sich auf den Spuren Asadowskijs besonders auf dem Gebiet der

Märchenforschung verbreitet hatte, und die außer den Situations- und Charakterbildern die Untersuchung fernerer volkskundlicher Fragen nicht anstrebt.

Rajeczkys und Kerényis Mitteilungen beziehen sich auf die philologische Arbeit, die mit dem ungarischen Volkslied in Verbindung steht. Rajeczky erörtert die Berührungen der Gregorianischen- und der Volksmusik und jenen Nutzen, den aus einer derartigen Untersuchung beide Forschungen für sich ziehen können, Kerényi vertritt die Forschung der Zusammenhänge, bzw. Unterschiede des Kunst- und Volksliedes.

Die Untersucher der theoretischen Fragen verbleiben auch auf praktischem Gebiet. Unter diesen ist Dincsérs Varianten-Zusammenstellung interessant. In dieser bietet er auch den Außenseitern einen Einblick in den Variantenreichtum der osteuropäischen Volksmusik: wie einem Stamm immer neue Triebe entspringen und wie schwer es ist die Grenze zwischen den Varianten und den neuen Liedern zu ziehen.

Natürlicherweise konnte nicht alles in die Festschrift gelangen, was die heutige Volksmusikforschung beschäftigt; gerade die interessantesten Forschungen sind noch nicht abgeschlossen und das Material der noch im Laufe begriffenen Untersuchungen kann nicht in eine solche Veröffentlichung aufgenommen werden. Die Mannigfaltigkeit der Themen, die Methoden der Untersuchungen geben jedoch auch so ein genaues Bild über die Arbeit, die in unserer Wissenschaft geleistet wird und die Festschrift kann als die erste Bilanz der jungen Volksmusikwissenschaft betrachtet werden. Sie ist demnach ein würdiges Denkmal des Bahnbrechers und Richtungweisers geworden.

Ludwig Vargyas.

FRANZ ECKHART: *A magyar közgazdaság száz éve* (Ein Jahrhundert in der ungarischen Volkswirtschaft 1841—1941). Budapest, 1941. 342 S. 8°. — *A Pesti Magyar Kereskedelmi Bank százéves története* (Die hundertjährige Geschichte der Pester Ungarischen Commerzialbank). 1841—1941. Budapest, 1941. I—II, 253+571 S. 11 Beil. 8°

Es ist nahezu ein halbes Jahrhundert her, seitdem die Erforschung der modernen ungarischen Wirtschaftsgeschichte begonnen hat. Trotzdem vermissen wir noch immer eine die gesamte Vergangenheit des ungarischen Wirtschaftslebens umfassende wissenschaftliche Synthese. Dieser Mangel hat seine ganz natürlichen Gründe. Die Gelehrten, die in den vergangenen Jahrzehnten die richtunggebenden Leiter für die Bearbeitung dieser Disziplin waren, erblickten — ganz richtig — ihre vornehmste Aufgabe in der Zutageförderung des Materials, der Klärung der Einzelfragen, der Vervollkommnung der Arbeitsmethoden; die Synthese sollte die Krönung ihrer Tätigkeit bilden. Die

Quellenpublikationen haben jedoch der Zusammenfassung stets weitere Perspektiven eröffnet und immer neuere Vorarbeiten nötig gemacht, so daß bis zur jüngsten Zeit jedermann die vollständige Rekonstruktion für verfrüht hielt. Besonders problematisch erschien und erscheint auch heute noch die Übersicht der neuzeitlichen Wirtschaftsverhältnisse. Obwohl auf diesem Gebiete in den letzten 20 Jahren sehr vieles geklärt wurde, so machen doch die überaus bunten territorialen Verschiedenheiten unseres Wirtschaftslebens weitere Forschungen unbedingt nötig. Der Vorrang der analytischen Tätigkeit ist also auch heute eine allgemeine grundsätzliche Forderung, trotzdem macht sich das Streben nach einer systematischen Ordnung der bisherigen Ergebnisse stets entschiedener bemerkbar. Vor einigen Jahren machten Bálint Hóman und Julius Szekfü den ersten Versuch im Rahmen einer ganz neuen Geschichte Ungarns.

Der zweite Einzelversuch ist Eckharts genanntes Werk: die Darstellung des letzten, bedeutendsten Jahrhunderts unserer Wirtschaftstätigkeit. Gewiß ist es wiederum kein Zufall, daß eben das jüngste Zeitalter unserer wirtschaftlichen Entwicklung zuerst zur selbständigen Bearbeitung gelangte. Abgesehen von dem mit impulsiver Kraft auftretenden allgemeinen Interesse des Publikums (das sich im gegenwärtigen Falle sogar unmittelbar als zustandebringend auswirkte), war hier ein Faktor von entscheidender Wichtigkeit, die ausgezeichnete Möglichkeit der Kenntnisnahme und der Behandlung des Stoffes, welche das reiche gedruckte Quellenmaterial bietet; auch mit Vernachlässigung der archivalischen Forschung ermöglicht es dem Geschichtsschreiber einen klaren, zuverlässigen Überblick. Mit dieser verhältnismäßigen Erleichterung steht es sich aber so, daß die Aufgabe nur im Vergleich mit der Erkenntnis des wirtschaftsgeschichtlichen Materials der früheren Jahrhunderte einfach ist. An und für sich ist jedoch das Quellenstudium in diesem Falle ebenso mühsam und zeitraubend, wie die Untersuchung des auf irgendeinen andern Zeitraum bezüglichen Materials, sie ist sogar noch schwerer, u. zw. wegen der riesigen Ausmaße und der Tiefe der wirtschaftlichen Entwicklung der jüngsten Zeit. Dies gilt in noch höherem Maße von der Rekonstruktion, welche von dem wissenschaftlichen Bearbeiter nicht nur eine hochwertige geschichtliche Kultur, sondern auch Fachbildung auf dem Gebiete der modernen Wirtschaftstheorie verlangt. Unter allen, die sich dieser Aufgabe unterziehen konnten, ist Eckhart zweifellos der hervorragendste. Er hat eine nahezu vierzigjährige Vergangenheit als Geschichtsforscher und Geschichstsschreiber hinter sich, und diese lange Zeit hat er sozusagen gänzlich der Klärung der wichtigsten geschichtlichen Fragen des ungarischen Wirtschaftslebens und Rechtswesens gewidmet. Er geht von der Untersuchung der die Gesellschaft und den Staatshaushalt betreffenden Verhältnisse im XII. Jahrhundert aus, klärt dann zunächst die Rechtsübung des XIII. und XIV. Jahrhunderts und einzelne Beziehungen der staatswirtschaft-

lichen Administration, worauf er schließlich zu seinem das mächtige System der Wiener merkantilistischen Wirtschaftspolitik darstellenden Werke gelangt. Während dessen hat er nicht nur die gesamte Reihe des speziellen wirtschaftsgeschichtlichen Quellenmaterials durchstudiert, sondern auch reiche Erfahrungen auf dem Gebiete der Problematik und Methodik erworben, die bei der Errichtung des monumentalen Gebäudes unseres wirtschaftlichen Lebens im XIX. und XX. Jahrhunderts als sichere Grundlagen dienen konnten. Tatsächlich hat Eckhart seine große Aufgabe mit der Gründlichkeit des erfahrenen Gelehrten und der Ruhe und dem Feingefühl des schaffenden Künstlers durchgeführt. Sein Werk macht den Eindruck eines imposanten Viadukts, das die mächtige Zeitspanne von 1841 bis 1941 in leichtem, sicherem Bogen überbrückt, und eine großartige Übersicht über die Struktur und Morphologie der ungarischen Volkswirtschaft, bietet wie sie sich aus dem mittelalterlich gefärbten primitiven Wirtschaftssystem der Ständewelt entfaltet, immer entschiedener und allgemeiner kapitalistisch wird und schließlich um die Jahrhundertwende völlig westeuropäische Ausmaße und Wesenszüge annimmt. Der erste Teil stellt den ungarischen Agrarstaat vor 1848 dar: das System der feudalen Leibeigenenwirtschaft, bei dem nur ein Teil des zur Verfügung stehenden Landes bebaut wird, die qualitativ und quantitativ ungenügende Produktion, die Bedeutungslosigkeit des Binnen- und Außenhandels, das primitive, fast ohne Fabriken vegetierende gewerbliche Leben und die das Zentralproblem des Wirtschaftslebens bildenden Beziehungen der Kreditfrage. Derselbe Abschnitt läßt auch erkennen, wie die wirtschaftliche Reformbewegung der Széchenyi—Kossuth-Ära in der 48-er Revolution ihre ersten großen Erfolge erreichte. Der II. Abschnitt schildert den Gang der langsamen, stockenden Evolution nach dem Falle der Revolution (1849) bis zur politischen Wiederherstellung des Landes (1867), richtiger bis zur großen mitteleuropäischen Wirtschaftskrise im Jahre 1873; die Ereignisse finden darin eine ebenso interessante, klare Darstellung wie im ersten Abschnitt. Eckhart versteht es, den Zustand der Bedrängnis miterleben zu lassen, in den die ungarische Landwirtschaft infolge der häufigen Liquidation der Grundzinspflicht geriet, den plötzlich fordernd auftretenden Kapitalbedarf des Agrarlebens, die im Charakter der Bewirtschaftung, im Werte des Bodens erfolgten Veränderungen von entscheidender Bedeutung; anderseits das langsame Aufleben des Außenhandels, bzw. die Stockung im Gewerbe infolge von Geldnot und mangelndem Unternehmungsgeist; endlich die Kraftlosigkeit der Kapitalbildung: das geringe Interesse der ausländischen Geldleute für Ungarn, die langsame Ausbreitung der Kreditinstitute, die katastrophale Lage der staatlichen Finanzverhältnisse, usw. Krise und Stockung kennzeichnen auch das folgende Zeitalter, das sich von 1873 bis 1889 erstreckt (III. Abschnitt). Mit entschiedener Hand enthüllt Eckhart das Ineinandergreifen der Ereignisse und Erscheinungen: wie

der Wiener Krach von 1873 und die Finanzkrise des Staates Hand in Hand gehen; wie auf die Verdrängung des ungarischen Weizens vom Weltmarkt bei uns eine schwere Produktionskrise entsteht; wie das ausländische Zollsystem den Aufschwung unseres jungen Handels unterbindet; und wie die Verbrauchskrise der achtziger Jahre die Produktion unseres schon in der Entwicklung begriffenen Großgewerbes (Mühlenwesen, Alkohol-, Leder-, Eisen-, Maschinenerzeugung) lähmt; schließlich, wie sich die Krise des Geldmarktes, das Abrücken des Kapitals von den Unternehmungen, auf unser ganzes Wirtschaftsleben auswirkt. Die Lektüre dieses Abschnittes überzeugt uns so recht von der Fähigkeit Eckharts auf dem Gebiete der Geschichtsdarstellung: meisterhaft veranschaulicht er, wie unsere wirtschaftliche Tätigkeit hinter dem dunklen Vorhang der wiederholten Krisen trotz der schweren Heimsuchungen voll Lebenslust unbeirrt emporstrebt. Auf das breite Wellental folgt von 1890 bis 1914, bis zum Ausbruch des Weltkrieges, ein mächtiger Wellenberg, den Eckhart mit Recht das große Zeitalter der wirtschaftlichen Entwicklung Ungarns nennt (IV. Abschnitt). Dieses Vierteljahrhundert hat auf jedem Gebiete des Wirtschaftslebens einen unerhörten Aufschwung im Gefolge. In der Landwirtschaft: neben der Getreideproduktion beginnt der planmäßige, systematische Anbau der Handels- und Industriepflanzen, der Obst- und Weinbau modernisieren sich und auf dem Gebiete der Viehzucht erfolgen tiefgreifende Verbesserungen. In der Industrie: die ungarischen Regierungen beginnen eine zielbewußte, folgerichtige Tätigkeit im Interesse der gewerblichen Entwicklung, und mit außerordentlich großzügiger Beteiligung des Kapitals erwächst wie aus dem Boden die ungarische Großindustrie ganz in westeuropäischem Stil. Der Handel entwickelt sich ebenfalls in nie geahntem Maße, und zwar trotz der feindlichen Haltung der verschiedenen Zollvereine. Und diese ganze mächtige Bewegung wird von der großartig ausgedehnten Kreditorganisation gleichsam umspült und mit immer neuer Energie erfüllt. — Diesen zweifellos imposanten emporstrebenden Verlauf, der vom Ausgleich bis 1914 andauert, schildert Verf. ebenso abgeklärt, ohne jede chauvinistische Voreingenommenheit, beständig den europäischen Maßstab anlegend, wie er im V. Abschnitt mit vollkommener Ruhe und echt historischer Einfühlung die während des ersten Weltkrieges hereingebrochene Wirtschaftskatastrophe veranschaulicht, hierauf aber auch die heldenhafte wiederaufbauende Tätigkeit, die wir im Trianoner Zeitalter entwickelt haben (VI. Abschnitt). Überhaupt pulsiert im ganzen Werk eine lebendige geschichtliche Dynamik. Eckhart weiß unvergleichlich geschickt frühere Zeitalter vor unsern Augen erstehen zu lassen, die vergessenen Kräfte und Formationen neuzubeleben, anderseits versteht er ebenso ausgezeichnet, die jüngstvergangenen Erscheinungen zu objektiver Geschichte zu machen, obwohl wir dieselben eben erst miterlebt haben. Wie er die Ergebnisse der mehrhundertjährigen wirtschaftlichen Be-

strebungen des Ungartums bespricht, glauben wir sie wie auf einem Film rollend zu sehen: die Umgestaltung der Physiognomie des flachen Landes, die Entfaltung des städtischen Lebens, die Erneuerung des Rechtswesens, die Übertragung der Technik auf ungarischen Boden, die Modernisierung des Geldwesens, die Umgruppierung der Gesellschaft, mit einem Wort, die bewundernswerte Anpassung unserer gesamten wirtschaftlichen Kultur an den Lebensrythmus des Westens. Wenn wir schließlich die angeführten und nicht anführbaren Werte auf die Waagschale legen, so können wir als Endergebnis ruhig feststellen, daß Eckharts Werk sich der Synthese des deutschen Wirtschaftslebens im XIX. Jahrhundert der hervorragenden Arbeit W. Sombarts (Die deutsche Volkswirtschaft im XIX. Jahrhundert), würdig vergleichen läßt. Der Verleger dieser weite Ausblicke erschließenden Übersicht unserer allerjüngsten Wirtschaftsgeschichte, die Pester Ungarische Commerzialbank, wünschte durch eine Teilmonographie eine Beziehung, und zwar die Gestaltung der Kreditverhältnisse noch genauer zu erhellen: dies ist die hundertjährige Entwicklungsgeschichte des Geldinstitutes selbst. Vom wissenschaftlichen Standpunkte verlangt diese Arbeit keine eingehendere Zergliederung, denn gerade die Erscheinungen und Geschehnisse des Zeitalters, das geschichtlich genannt werden kann (1841—1916), sind durch Jakob Pólyas, bzw. Lorenz Hegedüs' großangelegte Bearbeitungen bereits bekannt geworden: nämlich die fünfzig-, bzw. siebzigjährige Geschichte der Bank. Vorliegende Arbeit stützt sich auf das alte Material; höchstens führt sie dem Leser die bekannten Ergebnisse in neuer Anordnung und Darstellung vor Augen. Ein Novum bilden darin nur die Veränderungen der letzten 25 Jahre, die jedoch heute noch viel eher volkswirtschaftliches, als geschichtliches Interesse bieten.

Eugen Berlász.

FRANZ KOVÁTS: *Ungarn in der mittelalterlichen Großraumwirtschaft Europas.* Donaueuropa, II. Jahrgang (1942), Heft 11. S. 810—827.

Professor Kovács, der bekannte Erforscher der ungarisch-deutschen Handelsbeziehungen im Mittelalter, wirft in dieser Abhandlung eine interessante, unter den heutigen Verhältnissen überaus zeitgemäße Frage auf, die er im Herbst 1941 auch an der Innsbrucker Universität im Rahmen eines Vortrages behandelte: nämlich ob es möglich sei im Spätmittelalter von einer bewußten wirtschaftlichen Zusammenarbeit der Donauländer zu sprechen oder, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, hatte bereits das Mittelalter sein eigenes System der Großraumwirtschaft? Kovács bejaht diese Frage unbedingt; auf Grund seiner früheren Studien.

Der Warenverkehr Westungarns im XV. Jahrhundert auf Grund

des Preßburger Dreißigerbuches (Budapest, 1902) — Handelsverbindungen zwischen Köln und Preßburg im Spätmittelalter (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 1914) — Die Weltgeltung des ungarischen Goldes und unsere Handelsverbindungen mit dem Westen im Mittelalter (Történelmi Szemle, 1922) behauptet er, daß nach dem im XIII. Jahrhundert erfolgten Zustandekommen der Vorbedingungen sich im XIV. und XV. Jahrhundert ein ganz Mittel- und Mittelosteuropa umfassender einheitlicher Wirtschaftsraum herausbildete, dessen Kern das Römische Reich deutscher Nation war. Vorliegende Studie ist der mit überzeugender Kraft und klarer Logik erbrachte Beweis der planmäßigen ungarisch-deutschen wirtschaftlichen Zusammenarbeit, d. h. jenes Teiles der obigen These, dem grundlegende Bedeutung zukommt. Verfasser weist auf jene, beträchtlich verschiedenen, die Bevölkerungszunahme und die wirtschaftlichen Verhältnisse betreffenden Gegebenheiten hin, die zwischen Ungarn und den westlich davon gelegenen Gebieten während des Mittelalters bestanden, und stellt hierauf fest, daß der Anschluß Ungarns an den mitteleuropäischen wirtschaftlichen Großraum durch zwei Faktoren zustande kam: das Ausschwärmen der westlichen Völker in östlicher Richtung, bezw. den sich fortschreitend ausgestaltenden Großhandel zwischen den ungarischen und den westlichen Gebieten. Im weiteren legt er die vom internationalen Standpunkt wichtige wirtschaftliche Bedeutung dieser beiden Faktoren dar. Besonders bemerkenswert ist das reiche statistische Material, mit dessen Hilfe Kovács Gegenstände, Ausmaße und Wege des Warenhandels, sowie die dem ungarischen Golde zufallende Rolle beleuchtet, das nämlich zur wirtschaftlichen Entwicklung Mitteleuropas erheblich beitrug. Das Wesentliche seiner Ausführungen können wir im folgenden zusammenfassen: Die sich im Rahmen der Großraumwirtschaft auswirkende ungarisch-deutsche wirtschaftliche Zusammenarbeit war sowohl für Ungarn, als auch für das Deutsche Reich lebenswichtig. Einerseits gewannen die ungarischen Städte an deutschen Siedlern wertvolle Arbeitselemente, die nach Ungarn gelangenden deutschen gewerblichen Artikel (hauptsächlich Textilien) befriedigten die wichtigsten Bedürfnisse der wohlhabenden Schichten unserer Gesellschaft; anderseits ermöglichte die ungarische Viehausfuhr die Verpflegung der übervölkerten deutschen Städte und die Weiterentwicklung der deutschen gewerblichen Arbeit, und dadurch gebot sie dem für das Reich bereits gefährlich werdenden Auswanderungsstrom Halt. Demselben Ziele diente das immer massenhafter in den Blutkreislauf des deutschen Wirtschaftslebens einströmende ungarische Gold. *Eugen Berlász.*

PAUL PETER DOMOKOS: A moldvai magyarság (Das Moldauer Ungartum). Kolozsvár, 1941. 599 S. — LADISLAUS MIKECS: *Csángók* (Tschango-Ungarn). Bólyai könyvek, hrsg. v. Aladár Kovács. Budapest, 1941. 412 S.

Die ungarische Wissenschaft forscht seit ungefähr zwei Jahrhunderten, mit einem sich immer mehr vertiefenden und ausbreitenden Interesse, nach den arteigenen Beziehungen der geschichtlichen Gestaltung, des religiös-völkischen Geschickes und kultur-sozialen Lebens der Moldauer, bzw. Bukowiner ungarischen (sogenannten „Tschango-") Streusiedlungen. Die Ergebnisse dieser Forschung — die seit der Jahrhundertwende auch durch deutsche und rumänische geschichtliche, volkskundliche und sprachwissenschaftliche Abhandlungen erweitert wurde — haben sich bis auf den heutigen Tag derart vermehrt, daß ihre Übersicht fast unmöglich ist. Die Erfordernis der literarischen Ordnung steigerte sich zuletzt von Tag zu Tag: man bedurfte einer bibliographischen Übersicht sowohl, wie einer aus modernem Gesichtspunkt aus wertenden. Diese Aufgabe nahmen im vorigen Jahre gleichzeitig zwei Forscher auf sich: Peter Paul Domokos und Ladislaus Mikecs. Die beiden Abhandlungen sind die Ergebnisse ungleicher Forschungen, die durch verschiedene Gesichtspunkte und Methoden gewonnen wurden und folglich verschiedene Wertung und Würdigung erfordern. Domokos's Werk ist eine in historischen Hintergrund gestellte Tschango-Folkloresammlung, seine eingehende Behandlung ist demnach eine volkskundliche Aufgabe. Wenn wir uns seiner an dieser Stelle dennoch erinnern, tun wir dies vorwiegend wegen seiner bibliographischen Angaben, die sich auch auf die Geschichte der Tschango-Frage erstreckten und die, als bahnbrechender Versuch, auch unsererseits volle Anerkennung verdiente. Seine einführende geschichtliche Abhandlung wurde jedoch — außer dem bevölkerungsstatistischen Abschnitt, der einen sehr wertvollen Stoff enthält, — ohne besondere kritische Tendenz verfaßt.

Unser Interesse wird eher durch Mikecs's Werk[1] das zum überwiegenden Teile geschichtlich ist, gefesselt. Der Verfasser bestrebte sich in diesem Buch, die wissenschaftlichen Ansprüche, welche die Ordnung der literarischen Ergebnisse der Tschango-Forschung bezwecken, der Möglichkeit nach, aufs weitgehendste zu befriedigen: einerseits bietet es eine weitgreifende, kommentierte Bibliographie, anderseits schafft es Ordnung in der Fülle der verschiedenartigen wissenschaftlichen Feststellungen, die sich im Laufe der Zeit angesammelt haben. Seine Erörterung zeugt nicht allein für das intensivste Sichvertiefen in den Gegenstand, sondern gleichzeitig auch von einem historischen Gefühl und von einer Bildung sehr hohen Grades. Bei der

---

[1] Vgl. darüber die Bemerkungen sprachwissenschaftlichen Charakters von L. Gáldi (AECO. VII—1941, S. 549—51).

Charakterisierung dieser Monographie, die mit riesigem Apparat und mit Anwendung der modernsten methodischen Gesichtspunkte verfertigt wurde, müssen wir die Aufmerksamkeit besonders auf zwei Dinge lenken: einerseits auf jene mathematisch genaue, fest begründete und in jeder Einzelheit klar übersichtliche Konstruktion, die den Rahmen des mächtigen Stoffes bildet, anderseits auf jene philologische Betrachtungsweise, die sich in der Lösung der langen Reihe der Fragen geltend macht. Der historische Stoff ist in den folgenden vier mächtigen Fragenkomplexen zusammengedrängt: 1. Wer sind die Tschango-Ungarn und wo wohnen sie? 2. Wie waren die Ungarn auf das Gebiet jenseits der Karpaten gelangt? 3. Wie gestaltete sich das Geschick der Ungarn jenseits der Karpaten? 4. In welcher Anzahl zogen die Ungarn jenseits der Karpaten und wie hatten sie sich daselbst vermehrt? Die erste Frage beantwortet er durch die Klarlegung dessen, was der etymologische Sinn des ung. Wortes *csángó* 'getrennt, abgesondert' ist, und durch die Erklärung von dessen engerer und weiterer Bedeutung, wie diese im Volksbewußtsein lebt, bzw. durch eine vorzüglich gezeichnete Karte, welche die moldauischen und bukowinischen ungarischen Ansiedlungen klar darstellt. Mikecs erörtert viel ausführlicher die zweite Frage, die den Angelpunkt der historischen Tschango-Frage bildet: die Gestaltung des Siedlungswesens. Diesbezüglich ist im Zeitlauf eine ganze Reihe von wissenschaftlichen oder dilettantisch gefärbten Theorien entstanden. In der neueren ungarischen Geschichtsschreibung, die um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts ihren Anfang nahm, hatte sich jene Ansicht ausgestaltet, daß die Moldauer Ungarn Reste der Kumanen, die bis zum XIII. Jahrhundert am Fuße der Karpaten hausten, seien, und diese Ansicht blieb bis zum Anfang des XX. Jahrhunderts, mit mehr oder weniger Veränderung, vorherrschend. Die kumanische Abstammung wurde nicht allein durch die ungarischen Forscher mit ernster Überzeugung bekannt, sondern auch durch einen modernen deutschen Forscher: G. Weigand (*Der Ursprung der s-Gemeinden.* IX. Jahresbericht des Instituts für rumänische Sprache zu Leipzig, 1902). Eine wahrscheinlichere Erklärung dieser Ansiedlungen ergab sich aus der Untersuchung des historischen Urkundenmaterials, bzw. aus der Überprüfung der historischen Angaben und ihrer heutigen Zusammenhänge mit dem Ortsnamenmaterial der in Frage stehenden Ansiedlungsgebiete. Mit Hilfe dieser Methoden verwarfen zuerst zwei vorzügliche rumänische Wissenschaftler, C. Auner (*A romániai magyar telepek történeti vázlata* — Historischer Umriß der ungarischen Ansiedlungen in Rumänien — Temesvár, 1908) und R. Rosetti (*Despre Unguri şi episcopiile catolice din Moldova.* Analele Ac. Rom. Serie II. Tom XXVII. 1904—5) die Theorie der kumanischen Abstammung und kamen zu der Feststellung, daß die Tschangos eigentlich Ungarn sind, die im XIV. Jahrhundert, bei Gründung des Moldauer Staates, an ihren heutigen Wohnplatz gezogen waren. Die Feststellung bezüglich der ungarischen Abstammung der Tschangos

wurde durch die weitere Forschung in vollem Maße bestätigt, die Annahme über die Zeit der Ansiedlung wurde jedoch wesentlich modifiziert. G. Weigand setzte seine sprachwissenschaftlichen Forschungen nach dem ersten Weltkrieg mit neuer ortsnamenkundlicher Forschungsmethode fort *(Ursprung der südkarpatischen Flußnamen in Rumänien.* XXVI—XXIX. Jahresbericht des Instituts für rumänische Sprache zu Leipzig. 1921), und entdeckte, daß in der Forschung nach der Urbevölkerung eines Landes die Flußnamen eine ausschlaggebende Bedeutung haben, da sie die weite Vergangenheit besser als die Ortsnamen zu überliefern vermögen. Die Flußnamen werden nämlich unter der Einwirkung der späteren Ansiedlungswellen nicht so leicht in neue Namen verwandelt, wie die Ortsnamen. Indem Weigand die Flußnamen des rumänischen Sprachgebietes analysierte, stellte er fest, daß deren bedeutender Teil ungarischen Ursprungs ist, undzwar nicht allein in der Moldau, sondern zum Teil auch im nordöstlichen Gebiet der Walachei und im Szörénység. Daraus folgerte er logischer Weise, daß die in Frage stehenden Gebiete durch die Rumänen nicht vor dem XIII. Jahrhundert besiedelt wurden. Die Ergebnisse Weigands wurden durch einen ungarischen Forscher, Gabriel Lükő weiterentwickelt. In seinen Forschungen (*Havaselve és Moldva népei a X—XII. században* — Die Völker der Walachei und der Moldau im X—XII. Jahrhundert. Ethnographia 1935) bestrebte er sich nach der Klarlegung dessen, von welchen, wie weit ausgebreiteten, woher kommenden und wohin ziehenden Völkern die rumänischen Flußnamen im XII. Jahrhundert stammten. Er bewies neben der namengebenden Rolle der slawischen und türkischen Völker (Petschenegen, Uzen, Kumanen), daß im Szörénység ein bedeutender Teil des geographischen Namenmaterials (51 Dörfer, 37 Hügel und Berge, 14 Flüsse, 5 Wälder usw.) ungarischen Ursprungs ist. Laut seiner Schlußfolgerung blieb das Ungartum nach Beendung der Landnahme, wie dies allgemein bekannt ist, nicht im ebenen und hügeligen Teil des Karpatenbeckens stehen, sondern verbreitete und erweiterte sein Siedlungsgebiet den Bergen zu und jenseits der Berge. Das Szörénység ist ein Beweis dafür, daß diese ungarische Verbreitung sich jenseits des Karpatenrückens, unserer späteren historischen Grenze, erstreckte. Als Analogie dieses Ergebnisses machte Mikecs den geographischen Namenstoff des walachischen Komitats Săcueni selbst zum Gegenstand seiner Untersuchungen und kam zu denselben Folgerungen. Auf Grund all dieses und der Werke Lükös (*A moldvai csángók. I. A csángók kapcsolata a moldvai magyarsággal* — Die Moldauer Tschangos. I. Die Verbindung der Tschangos mit dem Moldauer Ungartum — Néprajzi Füzetek 3. Budapest, 1936) und des Rumänen Nastases (*Ungurii din Moldova la 1646 după „Codex Bandinus".* Archivele Basarabiei VI—VII. 1934—1935) können wir das älteste Situationsbild des Moldauer Ungartums folgenderweise rekonstruieren: das landnehmende Ungartum strömte dem Ruf der leeren oder spär-

lich bewohnten östlichen Flußtäler und Becken folgend, von der Mitte des XII. Jahrhunderts bis zum Ende des XIII. durch die Ostkarpatenzüge und dehnte sich unter dem Schutz der ungarischen politischen Macht bis zum Szereth-Flusse aus (am Treffpunkt der Berggegend und der Ebene sind die spuren der ungarischen Grenzbewachung klar nachweisbar). Das Geschick der auf dieser Weise zustande gekommenen ungarischen Ansiedlungen verschlechterte sich jedoch in den Jahrhunderten des späten Mittelalters und besonders in denen der Neuzeit immer mehr. Den ersten Ansiedlern folgten vom XIV. Jahrhundert an bis zu den neuesten Zeiten immer neue Scharen (Hussiten und andere Opfer der Glaubens- und politischen Verfolgung, wirtschaftlich Zugrundegegangene), dieser Nachschub erwies sich jedoch — ohne Unterstützung der immer kraftloser werdenden ungarischen Staatsmacht — zur Wahrung des ethnischen Charakters der zahlreichen Niederlassungen als ungenügend. Ein Großteil des Ungartums jenseits der Karpaten wurde im Zeitlauf in bedeutender Weise rumänisiert. Dennoch spielten die Tschango-Ungarn eine entscheidende Rolle in der Gestaltung der wirtschaftlich-gesellschaftlichen Einrichtungen (Bodengemeinschaft, Weinbau, Bergbau, Industrie, Handel) und der Kultur des Rumänentums. Über all diese Beziehungen gibt Mikecs, durch die Anführung eines mächtigen Dokumentationsstoffes, im dritten Abschnitt seines Werkes eine ausführliche Orientierung, und teilt zur Ergänzung im vierten Abschnitt die Zahlangaben des Moldauer Ungartums (und die der vor zwei Jahren in die Heimat rückgesiedelten Szekler), vom XVII. Jahrhundert an mit, die Statistik der in der neueren Zeit nach Rumänien ausgewanderten Ungarn auch inbegriffen.

In diese mächtige geschichtliche Perspektive eingestellt zeigt Mikecs zum Schluß die heutige materielle und kulturelle Lage der Tschango-Ungarn, und die bisherigen Versuche zur Lösung des Tschango-Problems. Neben dieser vorzüglichen systematisierenden Synthese verdienen die mit seltenem Sachverständnis entworfenen und ziemlich gut ausgeführten Karten eine besondere Anerkennung. Sie werfen ein klares Licht auf die heutige Topographie der Tschango-Niederlassungen, auf die mittelalterlichen ungarischen Ansiedlungen im Szörénység und in der Walachei, auf die ungarischen Spuren im Komitat Săcueni, auf den mittelalterlichen Zustand der Moldauer ungarischen Niederlassung und auf die Rekonstruktion der ungarischen Ansiedlungen, die diesseits und jenseits der Karpaten zugrundegegangen waren.

Eugen Berlász.

LUDWIG TAMÁS: *Fogarasi István kátéja. Fejezet a bánsági és hunyadmegyei ruménség művelődéstörténetéből* (Der Katechismus von Stefan Fogarasi. Ein Kapitel aus der Kulturgeschichte des Rumänentums im Banat und im Komitat Hunyad). Kolozsvár, 1942. Minerva. 137 S. Erdélyi Tudományos Intézet (Mit deutschem und rumänischem Auszug).

Die Forschungen über den rumänischen Protestantismus in Siebenbürgen machten im Laufe der letzten Jahre einen erfreulichen Fortschritt. Kirchengeschichtliche und philologische Studien folgten aufeinander in fast rhythmischen Wellen und aus den sich gegenseitig ergänzenden Ergebnissen ging immer klarer jene tiefe Einwirkung hervor, die die ungarische Bildung des 16. und 17. Jahrhunderts auf das Rumänentum ausgeübt hatte. Emmerich Révész[1] und Stefan Juhász[2] zeichneten in vorzüglichen Studien die kirchengeschichtliche Entwicklung der protestantischen Mission, Ludwig Tamás und andere[3] wiesen auf die kulturhistorische Bedeutung dieser Zeit hin. Auch wurden die aus dem Ungarischen übernommenen Eigentümlichkeiten der rumänischen Sprache dieser Zeit einer eingehenden Analyse unterworfen[4] und vor kurzem faßte Andreas Mózes die ganze rumänische Katechismus-Literatur Siebenbürgens von kirchengeschichtlichem Gesichtspunkt aus zusammen.[5] Nach so günstigen Voraussetzungen veröffentlicht jetzt Ludwig Tamás, Direktor des Siebenbürger Wissenschaftlichen Instituts zu Kolozsvár, in einer auch aus philologischem Gesichtspunkt musterhaften Ausgabe den Katechismus des Lugoser Predigers Stefan Fogarasi, der im Jahre 1648 erschienen war, heute jedoch nur in einem einzigen Eemplar des reformierten Kollegiums von Marosvásárhely erhalten ist.

Diese wertvolle Veröffentlichung des Siebenbürger Wissenschaftli-

---

[1] I. Révész: *La Réforme et les Roumains de Transylvanie.* AECO. III. (1937), S. 279—316.

[2] E. Juhász: *A reformáció az erdélyi románok között* (Die Reformation unter den Siebenbürger Rumänen). Kolozsvár, 1940.

[3] L. Tamás: *Siebenbürgen und die Anfänge der rumänischen Kultur* im Sammelwerke *Siebenbürgen.* Budapest, 1940. S. 204 ff., L. Gáldi: *Die Kulturarbeit der siebenbürgischen Reformation in Südosteuropa,* Donaueuropa, I (1941), S. 165—179, ders.: *Ungarisch-rumänische Kulturbeziehungen,* Ungarische Jahrbücher, XVI (1941), S. 56—97, ders.: *Magyar-román szellemi kapcsolatok* (Ungarisch-rumänische Kulturbeziehungen) Budapest, 1942, S. 18 ff. Einige wertvolle Angaben findet man bei M. Székely: *A protestáns erdélyi fejedelmek hatása a román kultúra fejlődésére* (Der Einfluß der protestantischen Fürsten Siebenbürgens auf die Entwicklung der rumänischen Kultur), Debrecen, 1935.

[4] Vgl. L. Gáldi: *Zum Einfluß der ungarischen Syntax auf das Altrumänische.* AECO. VI (1940), S. 325 ff.

[5] A. Mózes: *Az erdélyi román reformáció kátéirodalma* (Die rum. Katechismen der siebenbürgischen Reformation). Kolozsvár, 1942.

chen Instituts besteht aus zehn Abschnitten. Das erste Kapitel bietet eine allgemeine Orientierung über die rumänischen Druckwerke protestantischer Prägung, mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung der rumänischen Katechismen. Verf. betont mit richtigem historischem Gefühl jene Unterschiede, die Fogarasis mit ungarischer Orthographie, in ungarischem Geiste abgefaßte Übersetzung von dem zur Zeit Georg Rákóczy I., mit Unterstützung des fürstlichen Hofkaplans Georg Csulai erschienenen *Otveatănică* (1640) trennen: während der Übersetzer dieses letzteren, der Rumäne Pope Georg bestrebt war, der traditionellen Phraseologie der Orthodoxen treu zu folgen und somit in seinem Vorwort, trotz seines ungarischen Musters, nur lateinische und slawische Quellen erwähnte (offenbar, um der orthodoxen Kirche ihr Mißtrauen zu benehmen),[6] wies Fogarasi rückhaltlos auf seine ungarische Quelle hin und scheute weder in seinem Stil, noch in seinem Wortschatz vor dem ständigen Verwerten der ungarischen Anregungen zurück. Wie dies T. richtig bemerkt, „dieser durch Juhász festgestellten Zwiefachheit der Kirchenverwaltung entsprechen demnach zweierlei Schriftsprachen: die Sprache derer, die vom griechischen Glauben restlos abgefallen sind, wird durch Fogarasi vertreten, der Repräsentant der Unierten, die aber an ihrer traditionellen Organisation hängen, ist jedoch der Pope Georg" (S. 15). T. erkennt in dieser sprachlichen Doppelheit sehr richtig gewisse Spracherneuerungsbestrebungen und betont zugleich auch, daß die ausführliche Behandlung dieser Erneuerungsbewegungen in den Rahmen einer besonderen Studie gehöre (S. 16).

Im selben Jahre also, in dem die sogenannte *Rákóczy-Bibel* (1648) die sprachliche Einheit sämtlicher von Rumänen bewohnten Gebiete betonte[7] und demnach bis zu einem gewissen Grade die Gestaltung einer überall gleich verständlichen gemeinsprachlichen Sprachrichtigkeitsnorm anstrebte, offenbarten sich auch jene regionalistischen Traditionen, die im Ideenkreis der Übersetzer des *Brooser Alten Testaments* (*Paliia*, 1582) wurzelten und die auf Grund der rumänischen Mundarten Südsiebenbürgens und des Banats eine Schriftsprache schaffen wollten, indem sie häufig Ausdrücke und Wendungen aus dem Ungarischen übernahmen. Diese Anregungen entströmten natürlich am unmittelbarsten dem als Muster und Quelle dienenden ungarischen Text selbst: die befruchtende Quelle war in diesem Falle eine zweisprachige, ungarisch-lateinische Ausgabe des *Heidelberger Katechismus* aus dem Jahre 1639 oder 1643; Fogarasi richtete sich jedoch — wie dies T. mit überzeugenden Beispielen bestätigt (S. 12—4) — gerade so, wie vor ihm der Pope Georg, in der Regel eher nach dem ungarischen, als nach dem lateinischen Text. Die unmittelbare Einwirkung des lateinischen Textes entdeckt T. nur

---

[6] S. die ähnlichen Bemerkungen der Übersetzer des Brooser Alten Testaments (hrsg. v. M. Roques, I.).

[7] Vgl. Bianu—Hodoș: *Bibl. rom. veche*, I, S. 170.

in zwei Fällen (S. 15), der ungarische Text hingegen schimmert fast ununterbrochen durch die etwas schwerfällige, dem Geist der rumänischen Sprache nicht immer entsprechende Abfassung Fogarasis. Gerade deshalb wäre jedoch die Veröffentlichung auch des ungarischen Originals, das zur Grundlage des rumänischen Textes gedient hatte, erwünschenswert gewesen. Andreas Mózes hat zwar bereits den parallelen ungarischen und rumänischen Text veröffentlicht,[8] wir müssen jedoch mit Bedauern feststellen, daß seine Ausgabe zu philologischen Zwecken fast gänzlich unbrauchbar ist. Nicht nur, daß seine Umschreibung ungenau ist, sondern auch seine Textausgabe zeigt oft solche Lücken, die den Forscher zu ganz falschen Ergebnissen führen können. Es sei erlaubt, uns kurz auf einige Beispiele zu berufen. Der Text Mózes' teilt den Ausdruck „perfecta *ſatisfactio, juſtitia* et *ſanctitas* Chriſti mihi imputetur ac donetur" (Cat. 1639. S. 32)[9] des lateinischen Originals im ungarischen Text folgendermaßen mit: „tulajdonitassék és ajándékoztassék, énnékem a' Christus *tekéletes, igazsága és szentsége*" d. h. ‚die vollkommene, [!] Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi sei mir zuerkannt und geschenkt' (*Kátéirodalom*, S. 55), wir können auch in seinem rumänischen Text Folgendes lesen: „den meszerere Dumnezeu emisze desztojnitseste, mije *feketura de desztul ku plin*, dereptate si szfincinia alu Christus" (a. a. O.).[10] Da *făcătură de destul cu plin* 'tökéletes elégtétel vollkommene Genugtuung', bzw. *perfecta satisfactio* bedeutet, könnte der Textprüfer auf Grund der bisherigen Veröffentlichungen meinen, Fogarasi sei an dieser Stelle nicht dem offenbar unvollständigen ungarischen Text, sondern dem lateinischen Original gefolgt. Dies kann jedoch kaum in Frage kommen! Wenn wir nämlich das Original des Katechismus aufschlagen, lesen wir in diesem folgendes: „. . . tulajdonittaſsék és ajándékoztaſsék, énnékem a' Chriſtusnak *tőkélletes elégtétele, igazsága és szentsége*" d. h. ‚die vollkommene Genugtuung, Wahrheit und Heiligkeit Christi sei mir zuerkannt und geschenkt' (S. 33). Das Ausbleiben eines einzigen Wortes kann demnach in der Quellenkritik zu ernsten Fehlgriffen Anlaß geben. Dem vorigen ähnlich, aber vielleicht noch schwerwiegender ist der folgende Fall: laut der Mitteilung Mózes' „A' (a' Christus) által változtattya az mi alázatos *tselekedeuenket* (!), hogy hasonló formáju legyen az oe ditsoeséges testéhez", d. h. 'Der (der Christus) umwandelt unsere demütige *Tat*, damit sie ähnlicher Form als

---

[8] A. a. O. S. 46 ff.

[9] Alle unsere lateinischen und ungarischen Originalzitate stammen aus dem zweisprachigen Heidelberger Katechismus a. d. Jahre 1639, der sich in der Bibliothek des Debrecener Ref. Kollegiums befindet. Dem Herrn Bibliothekar Dr. L. Lukács möchte ich auch an dieser Stelle für die liebenswürdige Unterstützung meiner Forschungen meinen innigsten Dank aussprechen.

[10] Auch in diesem Falle erweist sich Mózes' Umschreibung als ungenau; nach der Facsimile-Ausgabe sollen wir den *meſzerere alu Dumnetzeu emiſze deſztojnitseſte* usw. lesen.

sein glorreicher Leib sei' (*Kátéirod.*, S. 56), das Original lautet jedoch folgendermaßen: „A' ki (a' Christus) által változtattya az mi alázatos *testőnket*, hogy haſonlo formáju legyen az ő ditsőséges teſtéhez", d. h. 'Der (der Christus) umwandelt unseren demütigen *Leib*, damit er ähnlicher Form als sein glorreicher Leib sei.' Da jedoch im rumänischen Text „Kare (Chriſtus) ſzkimba-va *trupurile* izmirite à noſztre kum ku aſzemene formae ſze fie ketre trupul ferikat aluj" steht (S. 25—6), kann die willkürliche Abänderung des ungarischen Textes aus dem Gesichtspunkt unserer Vergleichung gar nicht gleichgültig sein. Und wenn wir das Original dieses rumänischen Satzes: pofftind *ane embreka en kortul noſztru den tser* (S. 26) bei Mózes folgendermaßen vorfinden: „Azért fohászkodunk; kévánván a' mi mennyei hajlékunkba *koeltoezni*" — 'deshalb flehen wir, indem wir in unser himmlisches Heim zu *siedeln* wünschen' (S. 56), sind wir wieder bereit ernste Abweichungen anzunehmen. Der richtige Text ist jedoch glücklicherweise der folgende: „Azért fohàzkodunk, kévánván a' mi mennyei hajlekunkban *öltözni*", d. h. ‚deshalb flehen wir, indem wir uns in unser himmlisches Heim zu *hüllen* wünschen' (S. 37). Leider lassen sich auch in Mózes' lateinischem Text derartige, sinnentstellende Fehler finden; ein solcher ist z. B. *liberat* (*Kátéirod.*, S. 48) statt *liberer* (S. 6).

Wir würden fernerhin wünschen (im Interesse der eingehenderen Behandlung und der auf unseren Text bezüglichen voraussichtlichen Seminararbeit), daß der ungarische und rumänische Text in unserer Ausgabe auch durch den lateinischen begleitet wäre. Obwohl die Feststellung T.-s, daß die Quelle im allgemeinen der ungarische Text war, unbezweifelbar ist, sind wir dennoch der Meinung, daß die Beispiele der unmittelbaren Einwirkung des lateinischen Textes — außer den beiden erwähnten Fällen — unbedingt zu vermehren wären. Es sei uns erlaubt uns diesmal wieder auf zwei Beispiele zu berufen:

Quod caro mea potentiâ Chriſti excitata, rurſus animae meae unietur, *glorioſo corpori Chriſti conformabitur* (S. 34).	Hogy az én teſtem a' Chriſtusnak hatalmával fel támaſztatván, iſmét az én lelkemmel egygyesülni, és *a Chriſtusnak ditsőséges teſtének haſonlatoſságára formáltatni fog* (S. 35).	Kum trupul mjeu ku putere alu Chriſtus ſzkulenduſze, jareſite ku ſzufletul mjeu empreuna ſzeva ſi *aſzemenaſzeva ketre trupul ferikat alu Chriſtus* (S. 25).
Ale me *cibo* ... (S. 60).	Táplálly engem *ſzűk éledellel* (S. 61).	Hereneſteme *ku menkare* (S. 39).

An manchen Stellen bietet wiederum der lateinische Text einen Anhaltspunkt für die rumänische Verdolmetschung einzelner ungarischer Wörter: wenn z. B. die Übersetzung des ungarischen Wortes *hivatal* (heute nur 'Amt') rumänisch *chemătură* (prae luvare dobendiej

si *kiemeturiej* den tser, S. 43)[11] lautet, ist es nicht ganz überflüssig, den lateinischen Text in Betracht zu ziehen: ad praemium ſupernae *vocationis* Dei (S. 68, vgl. noch Tamás: *Fogarasi*, S. 79).

Wir sind ebenfalls in vielen Fällen auf den lateinischen Text angewiesen, wenn wir den bisher ungeklärten Zeit- und Modusgebrauch der rumänischen Übersetzung studieren wollen. Dieses Problem ist derweise für die alten Banater Texte ungarischer Färbung charakteristisch, daß wir genötigt sind, ihn etwas eingehender zu erläutern. Wie ich dies vor kurzem nachgewiesen habe,[12] übernahm der eine Übersetzer des *Brooser Alten Testaments* jene latinisierende Eigentümlichkeit der alten ungarischen Sprache, der gemäß in gewissen temporalen Nebensätzen nach dem Muster des lateinischen „*cum* historicum" und anderer Bindewörter die Bedingungsform steht. Diese Eigentümlichkeit können wir auch bei F o g a r a s i beobachten: den Ausdruck „*dupetſe are fi tsinat*" (S. 30) können wir nur dann richtig verstehen, wenn wir ihm den entsprechenden ungarischen Satz zur Seite stellen: „minek utánna *vatſóráltanak vólna*" ‚nachdem sie zu Abend gegessen hätten' (S. 43), dessen Quelle hinwieder im lateinischen Satze *poſtquam coenaſſent* (S. 42) zu suchen ist.

Ein ähnliches Beispiel bietet auch der Satz *Joſephus cum accepiſſet corpus* (24), mit seinen ungarischen und rumänischen Entsprechungen: Az Ioſeph mikor a' Ieſusnak teſtét *le vőtte volna* (25) ∾ Joseph kend *are fi luvat dſoſz* trupul lu Jeſus (19). Auch eine von einem Finalsatz abhängende Acc. cum. Inf.—Konstruktion wird in gleicher Weise behandelt, obwohl im Ungarischen nicht Kond., sondern Konj. gebraucht wird. Die Frage „Quare Christus etiam sepultus est?" wird nämlich folgenderweise beantwortet:

Ut eo teſtatum faceret, *ſe verè mortuum eſſe* (24)	Hogy azzal megbizonyítaná, hogy ő valósággal *meg holt légyen* (25)	Kum ku atſaja *ſzæ adeveretdze* ke jel ku adever *are fi murit* (19).

Ähnliche syntaktische Latinismen mit einer gewissen ungarischen Färbung sind jedoch nicht nur in den Perfectum-Zeiten, sondern auch im Präsens nachzuweisen. Mehrere Beispiele stellen den Konjunktivgebrauch der indirekten Frage dar:

Primum, quanta *ſit* miſeriae meae magnitudo. Secundum, quo pacto ab omni miſeriâ *liberer* (6)	Elsőt, mely nagy *légyen* az én nyavalyáſſágom. Másodikat: mimodon *szabadulhaſſak meg* minden nyavalyáſſágomból (7).	Deprima ketuj de mare *ſze fie* nevoja me. Aldoile ku tse mod *ſzeme ſzlobod* jeu den totæ nevoja me (9).[13]

---

[11] Über diese veraltete Bedeutung des Wortes *hivatal* (aus *hivni* ‚rufen', vgl. *Beruf*) s. auch *Magyar Nyelvtört. Szótár*, S. 1420.

[12] Vgl. oben, Anm. 4.

[13] Vgl. noch: Ubi promiſit Chriſtus se nos ſanguine ſpiritu ſuo ablu-

In demselben Satz kommt aber auch der Ind. vor, was dem rumänischen Sprachgebrauch viel besser entspricht:

Tertium, quam gratiam Deo pro eâ liberatione *debeam* (8).	Harmadikat, minemű haladáſſal *tartozzam* az Istennek ezért a' megſzabaditáſért (8—9).	Altreile: kutse dedeturæ de har *eme cin* lu Dumnedzeu prentru atsaſzta ſzlobodziture (9).

Ähnliche Beispiele sind noch die folgenden:

Credo aeternum Patrem... meum quoq; Deum Patrem eſſe (18).	Hiſzem, hogy a' mi Urunk Jesus Chriſtusnak örökké való Atyja... ennékem—is Iſtenem és Atyám *légyen* (19).	Kred kum Tatel de vetsie à Domnuluj noſztru alu Jeſus Chriſtus... mije enke *em jeſzte* Tatel ſi Dumnedzeu (15).
Quod *sit* verus & aeternus Deus cum aeterno Patre & Filio (28).	Hogy az örökké való Atyával és Fiuval egy igaz örökké való Isten *légyen* (29).	Kum ku Tatel devetſiæ, ſi ku Fiul, *jeſzte* Un, Derept, Devetſie Dumnedzeu (21).

Der Sieg des den Ind. fordernden rumänischen Sprachgebrauchs ist manchmal auch in der Vergangenheit zu bemerken, z. B. im folgenden Satz:

Cum ab omnibus miſeriis ſolâ Dei miſericordiâ propter Chriſtum *liberati ſimus* (46).	Holott minden nyavalyas voltunkbol csak az Iſtennek irgalmaſsagaval, a' Christuſért *szabadittattunk légyen meg* (47).	Unde den tote nevoile numaj den meſzerere alu Dumnedzeu prentru Chriſtus enã ſzlobodzitune (31).

Einige latinisierenden Konstruktionen drangen ins Rumänische auch in den Fällen ein, als diese nur im ungarischen Text vorhanden waren. So sind z. B. zwei Acc. cum Inf.-artige Konstruktionen zu erklären:

ut in omni vitâ nos erga Deum gratos *declareremus* (46).	Hogy minden mi életünkben mi magunkat az Iſtenhez haláadoknak *lenni* meg mutaſſuk (47).	Kum en tote viacza noſztre pre noj ens ſzene aratem ketre Dumnedzeu, *àfi harnits* (31).
quia Christus ideo in coelum aſcendit, ut ſe	Mert az Chriſtus azért ment fel a' mennyekben,	Ke Chriſtus utrinde au ſzuit ſzuſzen tſer, kum

turum? (38) ∾ Hol igérte azt a' Chriſtus, hogy o minket az o vérével és lelkével *meg mosogáſſon*? (39) ∾ Unde au fegeduit atſaja Chriſtus kum jel pre noj *ſzene ſzpele* ku ſzendſele ſzeu? (28). Auch direkte Fragen können in indirekte Fragen umgebildet werden, z. B.: Quomodo bona opera noſtra nihil *promerentur* (34) ∾ Hogy hogy nem érdemlenek ſemmit az mi jó tselekedeteink? (35) ∾ Kum *ſze najbe* nitsi o deſztojnitsie faptele bune a noſztre (25).

ibi *caput Eccleſiæ suæ declaret* (28).	hogy ott o magát az o *Anyaſzentegyházának fejének lenni* ki nyilatkoztaſſa (29).	akolo pre ſzine ſze deſzkidze à fi kapul Beſzeretſijej ſzventæ à ſzale (21).

Der Einfluß des ungarischen Textes war jedoch nicht in allen Fällen so stark, wie in den oben angeführten Sätzen. Der mit Konjunktiv-Funktion versehene Kond. der ungarischen Finalsätze wurde regelmäßig durch reine Konj.-Formen ersetzt, z. B.:

Sabbatha mea dedi eis, ut *eſſent* ſigna inter me & eos; & *ſcirent*, quod ego Dominus ſanctificans eos (58).	Az én Szombathimat adtam ő nekik, hogy *lennének* jegyek én közöttem, és őközöttők, és *megtudnák*, hogy én vagyok az Vr (59).	Szembeta me datam lor, Kum *ſze fie* ſzéne entre mine ſi entre jej, ſi ſze ſtie kum jeu ſzemt Domnul (37).

Diese wenigen Beispiele bestätigen, meiner Ansicht nach, die Vorzüge einer sorgfältigen Vergleichungsmöglichkeit der drei Texte zur Genüge: wir können nur auf diesem Wege in jenen in ständiger Spannung verlaufenden Kampf eindringen, der sich in der sprachschöpferischen Bereitschaft des einigermaßen ungeübten Übersetzers, unter der Anregung seines ungarisch-lateinischen Vorbildes und den Erfordernissen seines natürlichen rumänischen Sprachgefühls ausgestaltet hatte. Das Zünglein an der Waage schwankte hin und her und es steht über jeden Zweifel, daß auch manche ungewöhnliche Bezeichnungen oder Satzwendungen der Schaffung der dogmatischen „Kunstsprache" der rumänischen Dogmatik dienen sollten. Diese stilistische Bewußthet darf selbstverständlich nicht auf den Großteil der auffallenden Redewendungen angewendet werden, da sich zahlreiche Fremdartigkeiten einfach durch Ungeübtheit oder geradezu durch Ungeschicklichkeit erklären lassen.

Der Herausgeber wandte jedoch seine Aufmerksamkeit in erster Reihe der phonetischen, morphologischen und lexikalischen Deutung des rumänischen Textes zu, und wir bekennen, daß er auf diesem Gebiet eine bahnbrechende Arbeit geleistet hat. Es geht aus seinen phonetischen Bemerkungen hervor (S. 22—24), daß die Mouillierung auffallend gering ist: die der Labiallaute ist unbelegt, von den Dentallauten wird nur *n* mouilliert. F o g a r a s i vermied also die Umschreibung der Palatalisierung mehr, als andere Texte protestantischen Charakters.[14] In den Verbalformen wie *emerim* usw. ist offen-

[14] Vgl. L. Tamás: *Adatok a rumén d, t és n jésülésének történetéhez* (Beiträge zur Geschichte der Palatalisierung des rum. *d, t* und *n*). Melich-Emlékkönyv (Melich-Festschrift), Budapest, 1942, S. 444 ff. Auch in den anderen protestantischen Texten kommt die Mouillierung des *n* öfters vor, als die der anderen Dentallaute, aber man kann daraus keine sprachgeographischen und dialektologischen Folgerungen ziehen. Es ist unbezweifelbar, daß die Mouillierungszone des *n* sich in südöstlicher Richtung etwas

bar keine *a*, sondern eine *e* Prosthese vorhanden; der Text der Erklärungen ist also dementsprechend abzuändern.[15] Zu den Formen des Typus *szemt* (S. 23) läßt sich *szempt* (S. 3), das auch bei Agyagfalvi vorkommt, als Analogie heranziehen. In dem Ausdruck *kentetſe à kentetselor* (S. 8) ist das erste *cântece* vielleicht kein analogischer Singular (wie dies T. vermutet, S. 24), sondern ein Plural, als ob der entsprechende lateinische Ausdruck **cantica canticorum* wäre. Betreffs der kennzeichnend ungarländischen *š*-Aussprache des lateinischen *s*-Lautes ist noch *Aegiptus* (S. 33) anzuführen, offenbar unter der Einwirkung der lateinischen oder der älteren ungarischen Benennung, weil im ungarischen Text bereits *Egyptum* steht.[16] Die Form *Satan (šatan)* (S. 22) stammt jedoch aus ung. *sátán*. Im Zusammenhang mit den Zahlwörtern hebt T. die undeklinierbare *de prima* Form (S. 27) in der Bedeutung ‚erste' hervor, die er aus der ungarländischen Latinität ableitet.[17] Zum Kond. *vre dzitse* (S. 33) vgl. noch Rosetti: *Limba rom. în sec. XVI.* S. 104. Im Zusammenhang mit den Verbalformen zitiert T. den Ausdruck *va fi vinyetor*, der nach dem Muster des lateinischen *venturus est*, ung. *lészen eljövendő* entstanden ist (S. 33); es wäre noch zu bemerken, daß diese rumänische Form an einer Stelle auch dem ungarischen *eljövend*, also unserer einfachen Zukunftsform entsprechen kann (*Fogarasi*, S. 30, vgl. Mózes: a.a. O. S. 58).

Nach einer kurzen orthographischen Orientierung gelangen wir zum wichtigsten Teil des Bandes: zur Faksimile-Ausgabe des in Frage stehenden Katechismus, die T. mit einer Umschreibung moderner Orthographie begleitet. Diese Umschreibung ist eigentlich ein sorgfältiger „texte rajeuni", der in seiner Phonetik und Morphologie zumeist normalisiert ist und nur der Wortschatz und die Satzverbindung treu dem Original folgen.[18]

---

weiter erstreckt, als die des *d* und des *t* (vgl. ALRM. I, 75: *deget*, I, 76: *degete*, I, 7: *vine*), aber die Verfasser der protestantischen Texte und auch Stefan Fogarasi stammen wahrscheinlich nicht gerade aus der dünnen Übergangszone, wo *d* und *t* unverändert bleiben und nur *n* in *n'* palatalisiert wird (s. die Punkte 18, 835, 831, 131 und 140 in Süd- und Mittelsiebenbürgen). Zur Geschichte der Palatalisierung der Dentallaute vgl. noch A. Rosetti: *Slavo-Romanica.* VII. *Sur la palatalisation des occlusives dentales dans les parlers roumains de Transylvanie.* Bull. Ling. X (1942), S. 122.

[15] „Előtétképpen nemcsak személynévmási alakokban ... hanem igénél is találunk *a* hangot" (S. 22).

[16] Über *Egyiptus* in älteren ungarischen Texten s. Gombocz—Melich: *Magyar Etym. Szótár*, I, Sp. 1499.

[17] Die weibliche Endung des Wortes *prima* bleibt jedoch zu erklären. Steht sie nicht in irgendwelcher Beziehung mit *primă* ‚frühzeitig, zuerst' (in Bihar, Conv. Lit. XX, 1015, Weigand, J. b. IV, 330) und besonders mit megl. *prima* ‚zum ersten Mal' (Puşcariu: *Etym. Wb.* 121) das kein lateinisches Buchwort sein kann? Vgl. auch Meyer—Lübke: REW.[3] 6754.

[18] Die Umschreibung wurde im allgemeinen mit besonderer Sorgfalt durchgeführt; S. 7. statt *probocilor* lies *porobocilor*, S. 9. statt *toate puterea*

Die Ausgabe wird durch ein äußerst wertvolles Wortregister abgeschlossen, das nicht allein die aus sprachgeschichtlichem Gesichtspunkt wichtigen Wörter von Fogarasis Katechismus enthält, sondern auch ihre Entsprechungen, die man in den rumänischen Texten protestantischen Charakters samt neueren volkssprachlichen Angaben zu finden vermag. T. durchforschte mit hingebender Arbeit, die man fast gar nicht nach Gebühr würdigen kann, auch die Handschriften der rumänischen Gesang- und Psalmübersetzungen, und so gelang es ihm Fogarasis Sprache fast restlos in den Rahmen der sprach- und stilhistorischen Bestrebungen seiner Zeit einzufügen. Bis zur Zeit also, wo Tagliavini eine endgültige Ausgabe dieser kirchlichen Gesangbücher nebst Mitteilung ihrer ungarischen Quellen veröffentlichen wird, ist T.-s prächtiges Wörterverzeichnis die wertvollste Zusammenfassung der Banater und Südsiebenbürger rumänischen Schriftsprache aus dem 16—17. Jahrhundert. Ebenfalls ist es T. als großes Verdienst zuzurechnen, daß er aus der rumänischen Sprachgeschichte einige infolge gewisser Druckfehler entstandene Wörter ein für allemal ausschloß.[19]

Unser Wörterbuch bezeichnet natürlich sorgfältig die Lehnübersetzungen ungarischen Ursprungs, auf diesem Gebiet ist jedoch selbst der Stoff dieses verhältnismäßig kurzen Textes fast unerschöpflich. Nicht nur der Gebrauch der Gemeinwörter, sondern auch jener der Fürwörter kann in manchen Fällen ein ungarisches Gepräge tragen. Ein solches scheint das unbestimmte Fürwort im folgenden Beispiel zu sein: in *quo* die comederis (S. 17) *valamelly* napon abban ejendel (S. 13) ∾ *vore en tse dzi* vej menka (S. 12). Unter dem Titelwort *ocă* (S. 101) wäre zu bemerken gewesen, daß es zumeist in entlehnten Redewendungen vorkommt, z. B. *propterea* (S. 24) ∾ *ezokaért* (S. 25) ∾ *pentru tsa∫ztae okae* (S. 19).[20] Auch das ungarische Wort *kép* erscheint in ähnlichen Redeweisen: aus *extrin∫ecus* (S. 38) wurde deshalb *en kip de affare* (S. 27), weil im ungarischen Text *kűl∫őképpen* steht (S. 39). Ebenfalls ist das Adverbium *de afară* als Attribut in einem solchen Ausdruck gebräuchlich, den Fogarasi — den damaligen Möglichkeiten der rumänischen Sprache gemäß — nur fragmentarisch zu übersetzen vermochte:

coram judice *politico* (S. 22—24).	*kűl∫ő* polgári béli biró elött (S. 25).	tár∫aság- en nainte de affare (S. 18). deregatoruluj

---

lies *toată p.*, S. 15. die Transkription von *reszuffletul si* fehlt; S. 20 statt *jutruială* lies *giutruială*, vgl. *dsutrujale;* S. 44. statt *urere* lies *vrere*.

[19] Über *chiuză* statt *chiuzd* vgl. L. Tamás: Melich-Emlékkönyv, S. 440.

[20] Das Lehnwort *ocă* ist auch in dem Katechismus katholischer Prägung „Pănia pruncilor" (1702) belegt, vgl. V. Pasca, Tribuna Ardealului, 7 Juli 1943, S. 2. Eine seiner Ableitungen, nämlich *ocshag* ‚argutatio, okoskodás, das Klügeln wurde in S. Kleins „Dictionarium Val.-Lat." von J. Molnár eingeschrieben (S. 370, vgl. auch. Lex. Bud. 459).

Ungarischer Herkunft ist die Anwendung des Zeitwortes *face* in den folgenden Konstruktionen:

quid *ſibi vult* Communio Sánctorum? (S. 30).	Mit *teſzen* a' szentek-nek egyeſſége? (S. 31).	Tse jeſzte (au *fatse*) Unetsune Szvintzilor? (S. 22).

Auch die Übersetzung des *adeo ut* wurde unter dem Einfluß des ungarischen *el annyira* (S. 33) zu *en atete* (S. 23). Ungeheuer ist natürlich die Anzahl jener Verbalformen, die der inneren Gestaltung nach ungarischer Art sind: z. B. wurde *aſſentior* (S. 32) deshalb *una entzelyeg* (S. 24), weil in der ungarischen Übersetzung *egygyet értek* (S. 33) zu lesen ist. Ein ähnlicher Fall ist noch der folgende:

Quid nobis Deus *injungit* in quinto praecepto? (S. 58).	Mit ad nékünk *előnkbe* az Iſten az ötödik parantſolatban? (S. 29).	Tsene de nova *en nainte* Dumnedzeu en à Tsintsa Porenka? [S. 37).

Es versteht sich von selbst, daß die bequeme Beobachtung derartiger phraseologischer Nuancen nur durch die parallele Ausgabe des lateinisch-ungarisch-rumänischen Textes gesichert werden kann. Da jedoch das Wörterbuch der Ausgabe den Charakter einer Auswahl hat und F o g a r a s i s Wortschatz nicht in seiner Gänze umfaßt, sind naturgemäß andere Ergänzungen immer möglich. Erwähnenswert ist z. B. das heute bereits veraltete Zeitwort *a via* auf Grund des folgenden Satzes:

Ut ſacroſancto ipſius nomine non niſi ſummâ cum religione ac veneratione *utamur* (S. 58).	Hogy az ő ſzentsęges nevével kőlőmben nem, hanemtsak nagy tiſztelettel és bőtsűlettel *éllyünk* (S. 59).	Kum ku Numele Szventiej Szale ajmintre nu, tſe numaj ku mare tsinszte ſi biczlujale *ſze viem* (S. 36).

A via cu ceva bedeutet demnach 'etw. benützen, gebrauchen' und ist in dieser Bedeutung eine Entlehnung aus dem Ungarischen. Eine spätere Entsprechung ist im 18. Jahrhundert das mit ihm gleichbedeutende *a trăi cu ceva*, das wir in einem rumänischen Lehrbuch Simeon M a g y a r s finden (AECO. Bd. VII.—1941. S. 513—4). Vgl. noch *vietură* 'élés, usus', Tamás: *Fogarasi*, S. 120.

Von den Wörtern nicht-ungarischen Ursprungs wäre es nicht unnütz gewesen, den auffallenden Gebrauch von *descăleca* ‚vom Pferde steigen' im Zusammenhang mit Marias transzendentaler Empfängnis zu verzeichnen:

Spiritus Sanctus *ſuperveniet* in te (S. 22).	A Szent Lélek ſzál tereád (S. 23).	Duhul Szvent va deſzkeleka præ tine (S. 17).

Es ist noch zu erwähnen, daß bei F o g a r a s i das Eigenschafts-Wort *harnic* noch in der etymologischen Bedeutung ‚dankbar' vor-

kommt (vgl. S. 90). Nach DAcR II/1368 war diese Bedeutung bisher nur aus dem Lex. Bud. bekannt, wo aber es sich wahrscheinlich um eine etymologisierende Umdeutung (vgl. *har* ‚Gnade, Dankbarkeit') dieses sonst nur in der Bedeutung ‚fähig, tätig' gebrauchten Wortes handelt.

Bei der Zusammenstellung des Wörterverzeichnisses würde T. in dem letzten Teil des Bd. II. von Densusianus mächtigem Werk (*Histoire de la langue roumaine.* Paris, 1938) eine wichtige Hilfe gefunden haben (wahrscheinlich war ihm dieses noch nicht zugänglich), obwohl T.-s Beispielsammlung Densusianus Angaben wiederholt nützlich ergänzt (vgl. z. B. *făgădaş,* S. 87 ∾ HLR. Bd. II, S. 539). *Aldui* ist jedoch schon in Coresis *Cazanie* vom Jahre 1564 vorhanden (HLR. Bd. II, S. 538); für *asin* bietet HLR. Bd. II. S. 493. einige ältere Beispiele; über die Familie des Nebenwortes *fericat* vgl. HLR. Bd. II. S. 496; für *hasnă* bietet HLR. Bd. II. S. 540 neue Angaben; auf die alten Varianten aus dem 16. Jahrhundert von *vig* weist HLR. Bd. II. S. 543, hin, usw. Bei *alnicie* (aus ung. *álnok* ‚hinterlistig' + rum. *-ie*) wäre Drăganus irrtümliches Etymon aus serbokr. *jalnik* (*Dacoromania.* Bd. VI. S. 246), das auch von Densusianu übernommen wurde (HLR. Bd. II. S. 503) zu widerlegen gewesen. In den einzelnen Artikeln des Wörterbuches finden wir oft volkssprachliche Angaben, deren weitere Ergänzung durch volkssprachliche Beiträge zu weit führen würde. Die derartigen Aufzählungen können übrigens nie vollständig sein. Zur ungewohnten Metathese in *bizui* > *uzbăi* (S. 118) vgl. *izmă,* vielleicht aus **izmat* < *zamat* (Puşcariu, Dacoromania VII, S. 117). Zu *giutruială* vgl. auch *a se jîtrui;* diese Variante ist nicht allein wegen ihrer Lautform, sondern auch deshalb bemerkenswert, weil sie einen rückbezüglichen Charakter hat (vgl. ung. *gyötrődni*): Astă nópt'i n-am durmitŭ — Numa cé m-ã *jîtruitŭ* (E. Petrovici: *Folcor din Moţii dela Scărişoara.* Anuarul Arhivei de Folklor, Bd. V. 1939, S. 139). Im Zusammenhang mit *şcoală* zitiert T. mit *u* beginnende Varianten nur aus der modernen Volkssprache; im Jahre 1801 läßt sich bereits *uşcolă* in einer im Komitat Hunyad aufgezeichneten „uraţie" finden (vgl. I. Breazu: *Versuri populare în manuscrise ardelene vechi.* AAF. Bd. V. S. 98).

Alles zusammengenommen ist T.-s Ausgabe ein äußerst wertvoller Beitrag zur kulturgeschichtlichen Wertung jener ungarischen Einwirkungen, die sich im rumänischen Protestantismus offenbarten, und bietet gleichzeitig ein glänzendes Beispiel für die richtige Erschließung dieses außerordentlich verzweigten Einflusses. Es wäre wünschenswert, daß endlich auf Grund einer genauen philologischen Arbeit auch die übrigen Produkte des rumänischen Protestantismus beleuchtet würden, mit besonderer Rücksicht auf die oft sehr verwickelten Probleme der Quellen und Muster ebenso, wie auch auf die Entwicklung und zeitweise Umgestaltung der rumänischen Sprachrichtigkeitsnormen. Wir hoffen, daß das vorliegende Werk nicht allein in

ungarischen, sondern auch in ausländischen Gelehrtenkreisen in dieser Richtung anregend wirken wird.

ANDREAS KOVÁCS: *Az új szlovák regény* (Der neue slowakische Roman). Budapest, 1943. 123 (1) S. (Szláv Filológiai Értekezések — Abhandlungen zur Slawischen Philologie 1.)

Wir begrüßen obige Abhandlung aus zwei Gründen mit Freude. Erstens bedeutet diese Arbeit einen weiteren Schritt im wachsenden Interesse für die slowakische Literatur und hierdurch für das slowakische Geistesleben, zweitens können wir in dieser ersten Veröffentlichung des jungen Instituts für Slawische Philoloige der Universität Budapest das Versprechen erblicken, daß dieses Institut sich mit den rings um Ungarn lebenden slawischen Völkern eingehend befassen wird.

Verf. verfolgt in seiner Studie den Weg des slowakischen Romans der Nachkriegszeit, auf Grund von eingehender und unmittelbarer Kenntnis der Literatur. Der erste Abschnitt behandelt das Verhältnis dieses neuen Romans zum slowakischen Roman der Vorkriegszeit, untersucht die ausländischen Einwirkungen und Beziehungen, sowie die Ausdrucksmittel. Auch der Weg wird geschildert, den der slowakische Roman von seinen Anfängen über Romantizismus, Realismus und Naturalismus bis zur Wende im Jahre 1918 zurücklegte. Das Jahr 1918 bedeutet auch in der Entwicklung des slowakischen Romans einen Grenzstein. Die Einfügung des Slowakentums in den neuen tschechoslowakischen Staat nach dem Weltkrieg und die damit verbundenen Wandlungen wirkten auch auf die Literatur tief ein. Die neue Weltanschauung der Schriftsteller ist ein Ergebnis der veränderten politischen und gesellschaftlichen Lage und diese durchaus neue Weltanschauung unterzieht auch in der Romanliteratur die bisher begangenen Wege einer Revision, und obwohl der Roman der Nachkriegszeit die Fortsetzung der realistischen Richtung der Friedensjahre bildet, erzwecken Stoffwahl und Methode nicht mehr die statische, idyllische Darstellung des Dorflebens, sondern in erster Linie eine Schilderung der Wirklichkeit und ihrer mannigfaltigen Erscheinungen. Im neuen Roman kommt nicht nur das Dorf mit seiner Bauernklasse, sondern auch die Stadt mit allen Schichten der Gesellschaft zum Wort. Die Wendung in der Staatszugehörigkeit selbst jedoch fand bei den Schriftstellern überhaupt keinen Widerhall und während der zwanzig Jahre des slowakisch-tschechischen Zusammenlebens ist sozusagen kein einziger Roman erschienen, der von der Befreiung zu einer lobenden Darstellung angeregt worden wäre, — stellt Verf. fest. Was die ausländischen Beziehungen des slowakischen Romans der Nachkriegszeit betrifft, geht die Berührung mit den westlichen Problemen und Formen durch den tschechischen Roman vor sich. Von der Einwirkung der ungarischen Literatur kann auf dem Gebiet des Romans kaum ge-

sprochen werden; sie erscheint nur in der Lyrik kräftiger, besonders durch die Poesie Adys. Was das Ausdrucksmittel, die Sprache anbelangt, brachte der slowakische Roman in dieser Hinsicht nichts neues, stellt Verf. zum Schluß des von ihm entworfenen allgemeinen Bildes fest.

Demnach behandelt Verf. die hervorragenderen Vertreter des neuen slowakischen Romans der Reihe nach, indem er sie in gewisse Gruppen einteilt, entsprechend den von ihnen vertretenen Richtungen. So spricht er zuerst von den Bewahrern der Tradition, Kukučin, Jégé, Rázus, dann von J. C. Hronský, dem ausgezeichneten Meister der Dichtung und Wirklichkeit. Ein besonderer Abschnitt wurde dem begabtesten und ganz alleinstehenden Vertreter des neuen Romans, Milo Urban gewidmet, der der Bahnbrecher des neuen Realismus ist und seine Anregung vorwiegend aus der erlebten Wirklichkeit schöpft. Seine Weltanschauung bezeichnet Verf. mit dem Antimilitarismus. Es ist zu bedauern, daß nach seinen ersten zwei Romanen der dritte, das Schlußstück seiner Trilogie (*Vosidlach* — In der Falle) nicht erwähnt wird. Der sozialistische Realismus wird durch die Schilderung der Werke von vier Romanschriftstellern vorgeführt. Diese sind: Matuš Kavec, Peter Jilemnický, Fraňo Král' und Ján Poničan. Als Kriegsschriftsteller wird Ján Hrušovský, als Satyriker der Demokratie Janko Jesenský charakterisiert. Der stark realistische Gejza Vámoš weist durch die kühne Wahl seiner Themen wenig Gemeinsames mit den anderen slowakischen Schriftstellern auf. Nach der Würdigung der bedeutenderen Persönlichkeiten wird ein neues Kapitel den kleineren gewidmet, die zumeist durch je einen Roman vorgeführt werden; schließlich stellt Verf. die Bilanz der slowakischen Romanliteratur der Nachkriegszeit auf. Ihre Charakterisierung kann unterbleiben, da Verf. hier nur zusammenfaßt, was er im ersten, allgemeinen Teil sagte.

Kovács kennt seinen Gegenstand zweifellos gründlich und kann sich darin vertiefen. Der Aufbau und die Gesichtspunkte seiner Arbeit, sowie seine Problemstellung zeugen von großer Belesenheit, doch gibt es hie und da auffällige Lücken (so z. B. daß er bei Urban von einer Trilogie spricht und doch nur die ersten beiden Romane behandelt, ferner, daß er im letzten Abschnitt noch einige Namen hätte nennen können, wie Boleslav Bratislavský, Margita Figuli). Dies ist jedoch belanglos, da seine Arbeit keine bibliographische Vollständigkeit anstrebte. Was Verf. unternahm — den slowakischen Roman der Nachkriegszeit in seinen bedeutenderen Vertretern und Formen vorzuführen — das hat er tatsächlich geleistet. Er machte auch einige treffende Feststellungen, besonders in Verbindung mit dem sozialistischen Realismus (wenn z. B. daß nach dem Jahre 1918 die Dichter der russischen Revolution, wie Jessenin, Majakowski, Block' in der slowakischen Lyrik einen lebhaften Widerhall fanden, war dieses Interesse jedoch nicht ausgesprochen weltanschaulichen Charakters, sondern zeugte eher nur von der nervösen Vibration des aus der festen Richtung geschlagenen seelischen Kompasses; vgl. S. 84), ferner gibt er

einen sehr treffenden Querschnitt der tschechoslowakischen Demokratie (S. 102—103). Es ist bloß zu bedauern, daß Verf. seine Feststellungen nicht immer in einer Form erscheinen läßt, die seinen ausgedehnten Kenntnissen entsprechen würde. Vielleicht diese nicht überall geglückte Vortragsweise ist schuld daran, daß er an mehreren Stellen schwer zu verstehen ist und daß manchmal auch Widersprüche vorkommen. So behauptet er z. B., daß sich der slowakische Roman von den Weltanschauungskämpfen freimachen konnte (S. 25), andererseits behandelt er doch die einzelnen Schriftsteller nach den Kundgebungen ihrer Weltanschauung und ihrer politischen Stellungnahme (z. B. bildet der sozialistische Realismus einen besonderen Abschnitt). Seine erstere Feststellung ist ja auch nicht stichhaltig, da doch im slowakischen Roman der Nachkriegszeit sowohl die Weltanschauungskämpfe, als auch das Wogen der Tagespolitik einen Widerhall fanden (vgl. z. B. den Abschnitt über sozialistischen Realismus mit den Romanen „Demokrati" von J. Jesenský und „Hurá!" von J. Alexy, usw.). Die Widersprüche kommen nicht nur beim Entwerfen des allgemeinen Bildes, sondern auch bei der Würdigung einzelner Schriftsteller zum Vorschein; vgl. z. B. das über den Roman Jozef Mak von Hronský Gesagte. An einer Stelle behaptet Verf., der Schriftsteller habe im Helden keinen Typ gestalten wollen, sondern ein individuelles Schicksal; nicht irgendeinen aus den Reihen des Volkes, sondern eine genau umgrenzte Persönlichkeit. Einige Zeilen weiter unten sagt er jedoch, daß der Romanheld keine Persönlichkeit, sondern nur ein Alltagsmensch ist, wie zu Hunderten in den versteckten slowakischen Dörfern geboren werden (S. 62). Wir wollen jedoch diese Beispiele, die zumeist der mißglückten Anordnung seiner Feststellungen, oder bei Anführung von fremden Meinungen, der ungenügenden Zusammenfügung seiner Quellen entspringen, nicht weiter vermehren. Dieser Umstand, ferner seine etwas übertriebene Bestrebung nach Kürze und Bündigkeit des Stils machen den Aufsatz etwas schwer leserlich. Trotz alledem betonen wir abermals gerne den geschickten Aufbau der Studie, die scharfe Erfassung der Probleme, die trefflichen Bemerkungen über die tschechoslowakische politische und gesellschaftliche Lage und wir wollen ihm das Verdienst keinesfalls absprechen, daß er durch diese Arbeit einen nützlichen Beitrag zur eingehenderen Erkenntnis der neueren slowakischen Literatur lieferte.

Emilie Úrhegyi.